1120/26

Biographisches Jahrbuch

für die

Altertumswissenschaft.

Begründet von

Conrad Bursian,

herausgegeben von

A. Körte.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1923.

LEIPZIG 1924.
O. R. REISLAND.

Arch. 322
2

Alle Rechte vorbehalten.

24.259

Altenburg, Thür.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Paul Cauer. Von Friedrich Cauer in Berlin 1

Richard Foerster. Von Eberhard Richtsteig in Breslau . . 34

Paul Cauer.

Geb. 17. Dezember 1854, gest. 26. November 1921.

Von

Friedrich Cauer in Berlin.

Paul Cauer wurde am 17. Dezember 1854 in Breslau geboren. Sein Vater Eduard Cauer war damals gleichzeitig Gymnasiallehrer und Privatdozent der Geschichte, besonders der alten Geschichte. Von ihm erbte Paul Cauer den Trieb zur Erziehung wie zur Altertumswissenschaft. Die Kinder, von denen Paul das zweitälteste war, wuchsen in einer lebendigen geistigen Atmosphäre auf. Der Vater wirkte im Hause wie im Berufe weniger durch Vorschriften als durch sein Wesen; in seiner Nähe wagte niemand, etwas Unedles zu tun oder zu sagen, kaum zu denken. Neben ihm stand ebenbürtig die Mutter, die zugleich auf das kindliche Fühlen einzugehen und das keimende Denken zu pflegen wußte. Daß diese Mutter, der sich auch der trotzige Knabe mit unbedingter Hingebung unterordnete, schon 1868 starb, war für Paul der erste tiefe Schmerz.

Paul war ein ungewöhnlich zartes Kind, das sich während der ersten Lebensjahre körperlich und geistig nur langsam entwickelte. Dann aber durchlief er die Schule ohne Mühe, fast spielend. Sein Verhältnis zu den Mitschülern wurde etwas dadurch erschwert, daß er jünger war als die anderen, sie dabei in Leistungen übertraf. Trotzdem hat er während seiner Schulzeit Freundschaften geschlossen, die sich durch alle Wechselfälle des Lebens hindurch bewährt haben. Auch in jedem späteren Lebensabschnitt war es ihm gegeben, Freunde zu gewinnen, und die neuen und alten Freundschaften, die er bei räumlicher Trennung durch Briefwechsel pflegte, bestanden nebeneinander fort. Schon mit 16 Jahren, Ostern 1871, war er reif für das Abiturientenexamen. Sein Vater aber, damals Gymnasialdirektor in Hamm, mochte ihn nicht so jung zur Universität gehen lassen; darum war er erfreut, als Paul noch für ein Jahr in die Landesschule Pforta aufgenommen wurde. Nachdem er schon in Hamm vortreffliche Lehrer gehabt hatte, so neben seinem Vater den Lateiner Heräus und den Mathematiker Reidt, stand er jetzt vor allem im Bann des ehrwürdigen Rektors Peter. Als er Ostern 1872 die Reifeprüfung gut bestanden hatte, sprach

er in seiner Valediktionsrede den Wunsch aus, einmal als Lehrer nach Pforte zurückzukehren. Bei seiner Berufswahl bestimmte ihn der Lehrtrieb noch mehr als der Forschungstrieb. Um Lehrer zu werden, studierte er klassische Philologie.

Ein Triennium brachte er in Leipzig zu, wo er sich eng an Georg Curtius anschloß und bald zu dessen Lieblingsschülern gehörte. Abweichend von den meisten Philologen verwies Curtius die Studenten auf die vergleichende Sprachwissenschaft. Auch Cauer lernte Sanskrit; seine ersten eigenen Arbeiten aber waren auf Gegenstände der griechischen Sprachgeschichte gerichtet. Schon vor seiner Promotion nahm Curtius zwei Abhandlungen von ihm in seine 'Studien' auf; in der zweiten verfocht der jugendliche Forscher im Gegensatz zu seinem Lehrer die These, daß die Futura der Deltastämme auf ξω durch falsche Analogie entstanden sind. Seine Beweisführung wurde von berufenen Beurteilern als zwingend anerkannt. Im Hause Curtius verkehrte er bald wie ein Sohn, und mit wie dankbarer Verehrung er zu der gütigen Hausfrau emporblickte, sprach er versteckt in der seiner Doktordissertation beigegebenen Vita aus: die Anfangsbuchstaben der Sätze ergeben zusammen den Namen Amalie Curtius. Dieser enge Anschluß an Curtius machte ein näheres Verhältnis zu Ritschl leider unmöglich; doch hat Cauer seine sämtlichen Vorlesungen gehört, im Seminar und im Privatissimum unter ihm gearbeitet und war stolz, sich Schüler von Ritschl nennen zu dürfen. Auch die mehr gediegene als geistreiche Gelehrsamkeit von Ludwig Lange wußte er zu würdigen; vor allem schulte dieser sein Urteil in Fragen der vergleichenden Syntax.

Für das Bierstudententum hatte Cauer wenig Sinn; dagegen nahm er an der feinen, angeregten Leipziger Geselligkeit eifrigen Anteil. Seine dortige Studienzeit fand Ostern 1875 ihren Abschluß in der Promotion. Die Dissertation behandelte den älteren attischen Dialekt.

Für den Sommer 1875 ging der zwanzigjährige Doktor nach Straßburg; die dortige Universität war kurz vorher neu begründet worden. Der Wert des Straßburger Semesters bestand vor allem im Genuß der oberrheinischen Natur und in der Berührung mit dem elsässischen Volksleben. Die Straßburger Eindrücke, auch die mächtige Wirkung des Münsters und anderer Bauten, sowie Goethes Schatten bildeten ein Gegengewicht gegen die strenge intellektuelle Schulung der Leipziger Jahre. Doch widerstand Cauer der Versuchung, unter Scherers Einfluß sich von der mühsamen Kleinarbeit der klassischen Philologie abzuwenden und seine darstellerische Gabe in Arbeiten aus der neueren Literaturgeschichte zu betätigen.

Vielmehr suchte er für den Abschluß seiner Studien den Lehrer auf, der seine Schüler wie kaum ein zweiter zu peinlichster Kleinarbeit und schmuckloser Sachlichkeit anhielt, Theodor Mommsen. Vom Herbst 1875 an studierte er in Berlin. Einer Anregung Mommsens folgend, die er freilich erst allmählich ganz im Sinne des Meisters auffaßte, machte er eine eingehende epigraphische Untersuchung über die römischen Unteroffiziere, die sich Mommsen für seine Ephemeris ausbat. Aber gerade diese Arbeit, die er nicht aus eigenem Fragen heraus, sondern im Gefolge eines Herrschers der Forschung unternommen hatte, machte ihm die Gefahr fühlbar, zu einem Handlanger im wissenschaftlichen Großbetriebe zu werden. Dabei fesselten ihn doch am stärksten die letzten und höchsten Fragen; als der Weg aber zur Philosophie erschien ihm die Mathematik. Bei seinem Oheim Kummer, zu dessen Haus ihn schon damals die Liebe zu seiner Tochter Helene hinzog, hörte er mathematische Vorlesungen. Daneben stand er noch immer in Verbindung mit Georg Curtius; ja dieser regte ihn zu seiner ersten umfassenden Arbeit an, einer Auswahl griechischer Dialektinschriften, die im Verlage von Hirzel erscheinen sollte. Aber dieser Aufgabe war der vielseitige und rastlose, noch nicht gesammelte Philologe damals noch nicht gewachsen; weder seine Kenntnis des Materials, noch seine textkritische Schulung reichte dazu aus. Als das Buch 1877 erschien, konnten auch wohlwollende Beurteiler zahlreiche Ausstellungen nicht unterdrücken; geradezu vernichtend aber wirkte eine Rezension von Wilamowitz. Bis dahin schienen die Aussichten für eine wissenschaftliche Laufbahn so günstig, daß der junge Gelehrte gelegentlich gefragt wurde, warum er überhaupt sein Staatsexamen machen wollte. Jetzt stand er schlechter da, als wenn noch nie eine Zeile von ihm gedruckt worden wäre; er mußte erleben, daß Leute, die selbst zu einem solchen Schiffbruch niemals Gelegenheit hatten, ihn nun ihre Geringschätzung fühlen ließen. An akademische Karriere war nicht mehr zu denken; aber die Philologie hielt ihn fester als vorher; denn der Mißerfolg schreckte ihn nicht ab, sondern spornte ihn an, etwas zu leisten, wodurch die Scharte ausgewetzt wurde. Alle späteren Erfolge haben ihn diese Niederlage nicht verwinden lassen; je älter er wurde, desto entschiedener, am schärfsten auf seinem letzten Krankenlager, klagte er sich selbst deswegen an. Und doch ist er gerade durch dies harte Erlebnis auf den Weg geführt worden, auf dem die in seiner Eigenart liegenden Werte am wirksamsten wurden. — Sein Unglück war es gewesen, daß er in seinen Lehrjahren zu

schnelle und leichte Anerkennung gefunden hatte; durch die Verurteilung, die er jetzt erfuhr, wurde er getrieben, an sich selbst die strengsten Anforderungen zu stellen; und die Vereinigung von Wissenschaft und Schule, die zunächst aus äußeren Gründen geboten war, gewann für ihn wie vielleicht für keinen zweiten einen inneren Wert. Als Lehrer lernte er die erzieherischen Kräfte schätzen, die noch immer im klassischen Altertum liegen. Sein Unterricht wurde durch eigene Forschung vertieft und regte ihn andererseits zu wissenschaftlichen Fragen an. Um aber die Doppelarbeit leisten zu können, mußte er seine ganze Kraft anspannen, seine ganze Zeit ausnutzen. So lange er dem Heeresverbande angehörte, dienten ihm die militärischen Übungen als Ferienreisen. Jede für seine Arbeit wichtige Anregung hielt er in umfangreichen und sorgfältig geordneten Sammlungen von Exzerpten und Notizen fest. Man hat ihm wohl vorgeworfen, daß er zu emsig darauf bedacht war, jeden Gedanken zu verwerten und unbedingt durchzudringen; aber niemals hat er gewünscht, durch etwas anderes zur Geltung zu kommen als durch Leistungen.

So überwand er manche Hindernisse und kam schnell vorwärts. Sein Staatsexamen bestand er im Dezember 1877; er erwarb ein Zeugnis ersten Grades mit Fakultas für alle Klassen in den alten Sprachen und Deutsch mit Einschluß der philosophischen Propädeutik, für die mittleren Klassen in Mathematik. Zur Prüfung war er von Eisenach gekommen, wo er sein Dienstjahr ableistete. Während des Sommers erhielt er für mehrere Wochen Urlaub, um einen militärisch eingezogenen Lehrer am Eisenacher Gymnasium zu vertreten. So kam er auch im Amt dem Direktor Weniger nahe, mit dem er wissenschaftlich und menschlich dauernd in Verbindung blieb. Sein Probejahr trat er Michaelis 1878 am Wilhelmsgymnasium in Berlin an, von Anfang an als vollbeschäftigter Hilfslehrer. Fest angestellt wurde er Ostern 1880 am Friedrichsgymnasium, wurde aber schon nach einem halben Jahre mit Beförderung an das Wilhelmsgymnasium zurückgerufen. Der im kleinen wie im großen gewissenhafte Direktor Kübler, der ihn schätzte, obgleich er die Verschiedenheit der religiösen, politischen und auch pädagogischen Anschauungen nicht verkennen konnte, und der als Autokrat verschrieene Schulrat Klix, dessen Achtung er gewonnen hatte, als er ihm Widerstand zu leisten wagte, waren einig in dem Wunsche, ihn an diese besonders angesehene Schule zurückzuholen. Der Unterricht am Wilhelmsgymnasium war für einen Anfänger nicht leicht. Die Schüler, meist Söhne von höheren und höchsten Beamten,

Offizieren oder reichen Kaufleuten, fühlten sich den Schulmeistern in ihrer gesellschaftlichen Stellung schon überlegen und traten ihnen mit frühreifer, nicht immer unberechtigter Kritik gegenüber. In den mittleren Klassen, in denen Cauer anfangs fast ausschließlich unterrichtete, verband sich das mit dem dem Alter angemessenen Knabentrotz. Diese Schwierigkeiten überwand er nicht ohne anfängliche Mühe. Doch mußten auch die vorlautesten Jungen überall merken, daß er ihnen geistig überlegen war, gelegentlich auch durch beißende Ironie. Ihren Widerstand brach er durch stärkeren Willen, und bei den zuweilen kitzlichen Auseinandersetzungen mit vornehmen Vätern kam ihm seine Herrschaft über die gesellschaftlichen Formen zugute.

Die Schüler der oberen Klassen wußten auch zu schätzen, was der in der Wissenschaft lebende junge Lehrer ihnen an Anregung bot. Der Direktor übertrug ihm bald Vergilunterricht in Obersekunda; nach einigen Jahren wurde er Ordinarius dieser Klasse mit Unterricht in beiden alten Sprachen.

Neben der reichen eigenen Arbeit nahmen ihn seine Angehörigen stark in Anspruch. Im Herbst 1881 starb sein Vater, seit einigen Jahren Stadtschulrat in Berlin. Dessen letztes Lebensjahr war durch gehässige politische Angriffe verbittert worden; an der warmen Anteilnahme und dem besonnenen Urteil seines ältesten Sohnes fand er einen Halt. Während der letzten schweren Krankheit machte ihm dieser durch seine geschickte Hilfe die Erledigung von Amtsgeschäften möglich. Nach dem Tode des Vaters, der die äußeren und inneren Erlebnisse der Seinen geteilt und gelenkt hatte, war Paul Cauer der Führende im Kreise der zunächst zusammenbleibenden Geschwister. Der zweiten Mutter, die ihn selbst überleben sollte, trat er mit ritterlicher Treue zur Seite; an dieser Ehrenpflicht gegen den verstorbenen Vater wurde er nicht irre, auch wo ihm ihre Erfüllung durch Gegensätze im Denken und Tun erschwert wurde. Der jüngste Bruder Friedrich, der Verfasser dieses Lebensabrisses, der mit ihm auch durch die Verwandtschaft der Studien verbunden war, fand in ihm einen zweiten Vater.

Neben dem allen förderte er emsig die eigene wissenschaftliche Produktion. 1883 erschien die zweite Auflage seiner Inschriftensammlung; seit dem Mißerfolg der ersten Auflage hatte er emsig dafür gearbeitet, zur Vollendung ein Vierteljahr Urlaub genommen, während dessen er seinen Vertreter bezahlte. Wilamowitz begann die ausführliche Besprechung mit der Feststellung, daß sie mit der ersten nichts als den Titel und die saubere Ausstattung gemeinsam habe, und schloß mit dem als Anerkennung gemeinten Urteil, daß sie zwar verbesserungs-

bedürftig, aber auch verbesserungswürdig sei. Die in dieser Kritik ausgesprochene Erwartung, die erste Auflage und ihre Verurteilung werde damit vergessen sein, ist nicht in Erfüllung gegangen. Und während der Mißerfolg der ersten Auflage fortwirkte, zerschnitt die zweite das persönliche Band zwischen Cauer und seinem Lehrer Curtius. Dieser fühlte nicht ohne Grund, daß sein Schüler ihm in gewisser Hinsicht entwachsen war. Bei aller dankbaren Verehrung für den geliebten Lehrer meinte Cauer, Curtius hätte damals die Größe und die Schwierigkeit der Aufgabe richtiger beurteilen müssen als er selbst. Dieser Vorwurf wurde niemals ausgesprochen, mußte aber doch empfunden werden, als Cauer die zweite Auflage seines Buches nicht wie die erste seinem Lehrer, sondern dem Andenken seines Vaters widmete. Das verletzte Curtius so tief, daß er und seine Gattin alle Beziehungen abbrachen.

Eine dritte Auflage der Inschriftensammlung ist nicht erschienen; einen Bearbeiter dafür zu gewinnen, gelang nicht; und Cauer selbst fehlte neben anderen Aufgaben die Zeit. Im Zentrum seines Forschens stand fortan Homer, für dessen Verständnis ihm die Kenntnis der Dialekte sehr zugute kam. Zunächst übernahm er für einige Jahre in den Veröffentlichungen des philologischen Vereins den Bericht über Homer mit Ausschluß der höheren Kritik. Dadurch bekam er Gelegenheit, in die Arbeit anderer einzudringen, und hatte Zeit, mit der Darlegung sich bildender eigener Anschauungen zu warten, bis sie ausgereift waren.

Ostern 1884 wurde der kaum dreißigjährige Gymnasiallehrer unter Beförderung zum Oberlehrer im damaligen Sinn nach Kiel versetzt. Der dortige Direktor Niemeyer war wissenschaftlich reich gebildet und verstand es, die Schüler in frischer, großzügiger Weise zu regieren; aber er war nichts weniger als ein Verwaltungsmann, und es widerstrebte ihm, seine Kollegen in irgendeiner Richtung zu beaufsichtigen oder anzuleiten. So sehr Cauer auch diesen Vorgesetzten als Menschen schätzte, so viel mußte er, an die strenge Ordnung des Wilhelmsgymnasiums gewöhnt, in dem zwanglosen Kieler Betriebe vermissen. Umgekehrt mußte die auch im kleinen peinliche Art des „schneidigen Bengels aus Berlin“ den Schülern zunächst widerstreben. Aber bald fühlten sie sich gerade unter der festen Leitung wohl.

Im altsprachlichen Unterricht brachte die Versetzung nach Kiel keine wesentliche Veränderung. Neu dagegen war der deutsche Unterricht in Prima. Auch bei Gegenständen, die ihn aufs tiefste bewegten, widerstrebte es Cauer, sich in Äußerungen des Gefühls

zu ergehen oder sie aus den Schülern hervorzulocken. Reinheit in der Auffassung, Schärfe im Denken, Klarheit und Ordnung in der Darstellung suchte er zu erreichen und verwertete dabei die Schulung durch die alten Sprachen. Mehr Gewicht als damals üblich legte er auf die philosophische Propädeutik, hielt aber nichts von den dürftigen Abrissen der Logik und Psychologie, die zuweilen gegeben wurden, sondern las mit der Klasse philosophische Abhandlungen von literarischem Wert. Da die damaligen Lesebücher nach dieser Seite nichts boten, stellte er selbst ein deutsches Lesebuch für Prima zusammen. In den Aufsätzen suchte er die Primaner vor allem zu geistiger Selbständigkeit zu erziehen. Unter einen Aufsatz, in dem eine Auffassung bekämpft wurde, die der Lehrer im Unterricht vertreten hatte, schrieb er das Urteil: „Verf. hat recht getan, eine Ansicht abzulehnen, von deren Richtigkeit er sich nicht überzeugen konnte. Gut."

Im Kollegium fand er seinen alten Studienfreund Anton Funck wieder, der ihm half, auch mit den Kollegen, die sich durch seine Berufung beeinträchtigt fühlen konnten, in gutes Einvernehmen zu kommen. Gerade einer von diesen, der lautere und treue Kruse, gewann ihn von Herzen lieb und bewahrte ihm seine Freundschaft bis über den Tod. Neben Funck trat ihm der Mathematiker von Fischer-Benzon besonders nahe, ein geborener Schleswig-Holsteiner von feiner Bildung und vornehmer Gesinnung.

Zum Gedankenaustausch mit Männern anderer Berufe bot sich erwünschte Gelegenheit bei allwöchentlichen Wanderungen in die herrliche Umgebung. Der fleißige Gelehrte war stets ein rüstiger Fußgänger gewesen. Weite Reisen vermied er ja, um Zeit und Geld zu sparen; aber die norddeutsche Ebene durchstreifte er in verschiedenen Richtungen. So wanderte er von Berlin einmal zu Fuß nach Leipzig und legte den ganzen Weg von Berlin bis Kiel abschnittweise zu Fuß zurück. Da war es ihm denn sehr erwünscht, in Kiel eine Vereinigung eifriger Fußgänger zu finden, unter denen er bald einer der tüchtigsten war.

Auch im eigenen Hause pflegte er den Umgang mit Kollegen und Freunden. Seine Schwester Marie war von Berlin mit ihm gegangen, und gab seinem Dasein Reichtum und Wärme. An allem, was sein äußeres und inneres Leben erfüllte, nahm sie teil. So lange beide zusammenblieben, war sie seine tägliche Vertraute, mit der er auch amtliche und wissenschaftliche Erlebnisse besprach. „So wie auf meine Schwester verlasse ich mich auf mich selbst nicht." Auch als die äußere Gemeinschaft sich durch seine Ver-

heiratung löste, blieb die innere bestehen, bis an das Lebensende. Im Herbst 1886 heiratete er Helene Kummer, die Tochter seines Lehrers und Oheims, die er schon als Student geliebt hatte. Sie wurde eine treffliche Hausfrau und Mutter und besaß dabei das geistige Rüstzeug, ihrem Mann bei seinen Berufsarbeiten zur Seite zu stehen. Die Enttäuschungen und Verluste, die das Leben bis zuletzt brachte, trug sie als tapfere Kameradin, „laborum et periculorum socia“ im vollem Sinne. Das häusliche Glück wurde vollendet durch die Geburt eines Sohnes und einer Tochter, an deren körperlichem und seelischem Gedeihen sich die Eltern erfreuen konnten.

Stets willkommene Gäste im Hause Cauer waren Bruhn und Scheppig. Cauer und Bruhn, beide herbe Naturen, hatten es nicht ganz leicht, sich zu finden; nachdem sie sich aber einander aufgeschlossen hatten, wußten sie, was sie aneinander hatten, und blieben Freunde fürs Leben. Bruhns freimütige und treffende Kritik war Cauer bei allen wissenschaftlichen Arbeiten unentbehrlich.

Während diese Freundschaft auf die nahe Verwandtschaft der Studien gegründet war, schätzte Cauer in Richard Scheppig den Vertreter einer anderen Wissenschaft und einer anderen Schulgattung. Historiker und Geograph, Kenner des englischen Wesens und Geisteslebens, war Scheppig ein lebendiger Beweis, welche Werte moderne Kulturen und realistisches Wissen der Jugend zu bieten haben. So lernte der Humanist, der bis dahin den Glauben an das allein seligmachende Gymnasium geteilt hatte, die Oberrealschule als eine gleichwertige Bildungsanstalt achten und erschrak nicht vor der damals unerhörten Konsequenz, der gleichwertigen Schule auch die Gleichberechtigung zuzugestehen.

Durch Scheppig wurde er mit den Schriften von Paul de Largarde bekannt, die sofort bestimmenden Einfluß auf sein Denken gewannen. Lagarde zerstörte für ihn das Ideal der allgemeinen Bildung. Nicht in einer Anpassung des Gymnasiums an Zeitströmungen und Zeitansprüche, sondern in einer Hebung der in seiner Eigenart liegenden Werte sah er fortan das Heil. Als bald nach dem Regierungsantritt Wilhelms II. allerlei Vorschläge für die Reform der höheren Schulen, z. T. recht grundstürzender Art, gemacht wurden, und als es hieß, der neue Herrscher stünde solchen Plänen nahe, da glaubte Cauer nicht schweigen zu dürfen. Gegenüber dem verworrenen Reformgeschrei entwickelte er seine durchdachten Anschauungen. Nicht durch staatliche Vorrechte, sondern durch Bewähruug

im freien Wettkampfe sollten sich die überlieferten Werte behaupten; und nicht durch Einführung neuer Unterrichtsfächer sollte das Gymnasium den Bedürfnissen der Gegenwart gerecht werden, sondern durch Betonung der Seiten der antiken Kultur, von denen aus sich ein Verständnis der Gegenwart gewinnen läßt. Den Gedanken des freien Wettbewerbs zwischen Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule vertrat er in einer Reihe von Artikeln, die er dann als Flugschrift unter dem von seiner Gattin vorgeschlagenen Titel „Suum cuique" zusammenfaßte. Worin er das Wesen der Bildung überhaupt sah, und worin insbesondere den bildenden Wert der alten Sprachen und Literatur, das legte er in einem ausführlichen Aufsatz dar, der dann als erweiterte Broschüre erschien, unter dem Titel: Unsere Erziehung durch Griechen und Römer. Er ging von der Auffassung aus: Bildung ist die Fähigkeit, sich in die Lage eines anderen zu versetzen, und suchte dann zu zeigen, wie diese Fähigkeit durch Versenkung in fremdartige Zustände und Gedankenwelten gefördert wird, während die ausschließliche Beschäftigung mit der Welt, wie sie der eigenen Zeit und dem eigenen Volke erscheint, gerade zu geistiger Enge und Befangenheit verleitet. Während Cauer so bemüht war, seine wissenschaftlichen Anschauungen erzieherisch zu verwerten, stand er der theoretischen Pädagogik skeptisch gegenüber. Schon zu Anfang seiner Kieler Zeit hatte er pseudonym eine Spottschrift veröffentlicht: A. B. C. Drescher, „Die Arreststunde im Lichte der Herbart-Ziller-Stoyschen Ideen". Sein geistiger Schwerpunkt lag mehr denn je in der eigenen philologischen Forschung. Den Homerjahresbericht hatte er allerdings aufgegeben, weil die Kieler Bibliothek dazu nicht reichhaltig genug war. Aber durch zahlreiche Rezensionen arbeitete er sich immer tiefer in die homerische Frage ein. In einem Vortrage auf der Gießener Philologenversammlung zeigte er, in welchem Umfange wissenschaftliche Ergebnisse für die Herstellung und Erklärung eines guten Schultextes zu verwerten sind. Für den Tempskyschen Verlag bearbeitete er zunächst die Odyssee, dann auch die Ilias. Aus seinem eigenen Unterricht gingen Anmerkungen zur Odyssee hervor. Seine kritischen Auseinandersetzungen über eine Reihe homerischer Probleme faßte er in einem Buche zusammen: Grundfragen der Homerkritik.

Als dieses Werk 1895 zum ersten Male erschien, hoffte der Verfasser, es würde ihm den Weg zu einem akademischen Amt erschließen. Seit Ostern 1890 las er als Privatdozent an der Kieler Universität. Mit Sorge sah er, wie die philologische Wissenschaft sich von den Aufgaben der Schule immer mehr entfernte; wenn er

als akademischer Lehrer Gegenstände behandelte, die im Mittelpunkte des Schulunterrichts stehen, meinte er den künftigen Lehrern für ihre Berufsausbildung etwas Besonderes bieten zu können. Seine Vorlesungen, in denen er neben Schulschriftstellern (vor allem natürlich Homer) den philologischen Unterricht im ganzen behandelte, fanden auch bei den Studenten Anklang. Er hatte so viel Zuhörer, wie bei der damals sehr geringen Gesamtzahl der Philologen überhaupt möglich war. Wie sein späterer Kollege und Freund Cornelius Hölk erzählt, schätzten sie vor allem die künstlerische Vollendung, die er jeder einzelnen Vorlesung zu geben wußte, und schauten vergebens nach Zeichen mangelhafter wissenschaftlicher Gediegenheit aus.

Auch mit den Professoren der Universität knüpften sich freundliche Beziehungen an. Unter den Philologen war ihm Ivo Bruns schon von Schulpforte her bekannt, und vielleicht gerade durch ihre so grundverschiedene Art, der Wissenschaft und dem Leben gegenüberzutreten, zogen sich die beiden Männer gegenseitig an. Den stärksten geistigen Einfluß übte Schirren auf Cauer aus. Dieser knorrige Balte, der mit seiner geistigen und moralischen Kraft eine Macht für sich bildete, aber allen in Wissenschaft und Staat herrschenden Kreisen fern stand, gewann mit seinem nach außen oft schroffen und abstoßenden, im Kern aber zarten, menschenhungrigen Wesen den Außenseiter unbedingt für sich.

Aber trotz des guten Lehrerfolges und des guten Verhältnisses zur Fakultät erhielt Cauer nicht das ersehnte Amt. Mehrere frei werdende Professuren, darunter eine in Kiel selbst, wurden anderweitig besetzt, und die Bitte, ihm neben dem Schulamt eine außerordentliche Professur als Nebenamt zu übertragen, lehnte Althoff als staatsrechtlich unzulässig ab. Inzwischen war im Schulwesen gerade die Reform gekommen, die dem Jünger Lagardes als verderblich erschien. Das Gymnasialmonopol war erhalten, aber um den Preis von Zugeständnissen, durch die das Wesen des Gymnasiums stark beeinträchtigt wurde. Trotzdem fühlte Cauer in der eigenen Schularbeit, daß er noch immer etwas Gesundes schaffen konnte. Als er nach Kiel kam, hatte man allgemein erwartet, er würde bald Direktor werden. Doch auch auf diesem Wege fand er Hindernisse. Ohne sich irgendwie am parteipolitischen Leben zu beteiligen, hatte er doch stets sein Wahlrecht ausgeübt. Und während er bei den Reichstagswahlen 1887 für den Anhänger des von der Regierung geforderten Septennats stimmte, gab er 1888 bei der Landtagswahl seine Stimme öffentlich für den freisinnigen

Kandidaten ab, nicht als Anhänger der oppositionellen Partei, sondern nur als Gegner mancher von ihm beklagten Zustände. Der Provinzialschulrat Köpke sah danach davon ab, ihn zum Direktor vorzuschlagen. Seine Aussichten verschlechterten sich weiter, als sich ein Mißverhältnis zwischen ihm und der Mehrheit seiner Kollegen am Gymnasium herausstellte. In einem Konflikt, in den er zu einem der Kollegen geriet, nahmen die meisten in verletzender, jede Verständigung ausschließender Form gegen ihn Partei.

Diese Hindernisse zu überwinden, gelang der Gewandtheit des Provinzialschulrats Kammer, der zwar als Homerforscher von Cauer mit scharfem Spott angegriffen war, aber vornehm genug dachte, sich mit unerschöpflichem Eifer für seine Beförderung einzusetzen. Ostern 1896 wurde Cauer zum Direktor des Gymnasiums und Realgymnasiums in Flensburg ernannt. Der Direktor steht unabhängiger da als der Lehrer und reicht mit seinem Einfluß weiter, hat dabei vor den Beamten der Schulverwaltung den Vorzug, daß er selbst unterrichtet, in unmittelbarer Fühlung mit Schülern und Eltern steht. Eine besonders dankbare Aufgabe ist die Leitung einer Schule, wie es die Doppelanstalt in Flensburg war. Ihr Umfang hielt sich in den Grenzen, daß der Direktor alle Klassen und alle Unterrichtszweige im Auge behalten kann, und ist andererseits doch so groß, daß sich innerhalb des Kollegiums reichlich Gelegenheit zu gegenseitiger Anregung bietet. Auch die Stadt Flensburg ist für einen Gymnasialdirektor besonders angenehm. Wie in kleinen Städten verkehrt er mit allen namhaften Persönlichkeiten; als Mittelpunkt von Nordschleswig aber vereinigte die Stadt wenigstens vor dem Kriege mehr Männer von führender Stellung als sonst Städte von gleicher Einwohnerzahl. Dazu bot die herrliche Natur reiche Gelegenheit zu Wanderungen, auf denen sich Kollegen und andere Bekannte zwanglos nahe kamen.

Es gelang Cauer, das Verhältnis vor allem zu den städtischen Behörden freundlicher zu gestalten, als es unter seinem starr philologischen Vorgänger Albert Müller gewesen war. Dieser hatte sein Unbehagen nicht verborgen, als neben dem königlichen Gymnasium eine städtische Oberrealschule aufblühte und dem Gymnasium Schüler entzog. Der Vorkämpfer der Gleichberechtigung begrüßte es mit aufrichtiger Befriedigung, wenn junge Leute, die nach ihrer eigenen Begabung und nach der Denkweise ihrer Eltern besser auf die Oberrealschule paßten, dem Gymnasium fernblieben. Sein freundliches Verhalten gegenüber der Oberrealschule wurde von

den Leitern der städtischen Verwaltung mit Dank erwidert, der dem Gymnasium zugute kam. Die Stadt Flensburg war nämlich verpflichtet, für die Baulichkeiten und einige andere Bedürfnisse des königlichen Gymnasiums zu sorgen, und da gelang es Cauer, durch seinen persönlichen Einfluß eine Reihe wertvoller Bewilligungen durchzusetzen.

Im Kollegium fand er tüchtige Mitarbeiter, die im ganzen auf seine Anregungen bereitwillig eingingen, auch wenn es sich um Äußerlichkeiten handelte, die nun einmal für eine geordnete und glatte Arbeit unentbehrlich sind und sich gerade, wenn sie vernachlässigt werden, störend fühlbar machen. Freilich begegnete es ihm auch, daß tüchtige Kollegen, die er als Mitarbeiter hochschätzte, seiner Amtsführung nicht mit vollem Vertrauen und Verständnis gegenüberstanden. Er ließ dem eifrigen, geistig selbständigen Lehrer so viel Freiheit, wie ihm mit der Einheitlichkeit der gemeinsamen Arbeit irgend verträglich schien; er suchte dem eifrigen, aber in der einen oder anderen Richtung noch unvollkommenen Kollegen über die Mängel seiner Begabung und Schulung hinwegzuhelfen; unter Umständen aber hielt er es doch für seine Pflicht, gegenüber allgemeiner Gewohnheit oder persönlichen Anschauungen das Recht des Vorgesetzten entschieden geltend zu machen. Diese Gewissenhaftigkeit wurde von einigen als kleinlich und drückend empfunden.

Trotzdem stand er mit dem Kollegium im ganzen auf gutem Fuße und machte mit Erfolg die Anschauung geltend, daß der einzelne um der gemeinsamen Arbeit willen auch seiner berechtigten Eigenart Schranken ziehen muß. Die Schüler, besonders die der Klassen, in denen er selbst unterrichtete, gewann er schnell durch die reichen Anregungen, die sie empfingen. Alle Schüler schätzen ja nicht den Lehrer am höchsten, der am wenigsten von ihnen verlangt, sondern den, der ihnen das meiste bietet. Und vielleicht wird es der schleswig-holsteinischen Jugend leichter als manchen andern, zu verstehen, daß ein Lehrer nicht viel bieten kann, ohne auch viel zu verlangen. So blieb der strenge Direktor von der kurzen Zeit seiner Flensburger Amtsführung her bei der Jugend des dortigen Gymnasiums als frischer, lebendiger Lehrer in guter Erinnerung. Für ihn selbst war es besonders wertvoll, daß er das Realgymnasium, für dessen Gleichberechtigung er seit lange eingetreten war, nunmehr durch eigene Arbeit kennen lernte. Er nahm sich den deutschen Unterricht in der Realprima und fand seine Erwartung bestätigt, daß sich die dem Realgymnasium eigen-

tümlichen Stoffe für das Verständnis deutschen Geisteslebens ähnlich nutzbar machen lassen wie die des Gymnasiums. In der Gymnasialprima nahm er sich philologischen Unterricht, soweit es die Rücksicht auf die darin heimischen Kollegen erlaubte.

Entbehren mußte der bisherige Universitätslehrer die reiche Gelegenheit zu wissenschaftlichem Gedankenaustausch, deren er sich in Kiel erfreut hatte. Darum lockte ihn das bunte Geistesleben der Kunststadt Düsseldorf, als die Leitung des städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums durch die Ernennung von Matthias zum Provinzialschulrat frei geworden war. Die Stadtverordneten zogen ihn den zahlreichen, zum Teil namhaften Mitbewerbern vor; im Lauf des Sommers 1898 trat er das neue Amt an.

Einen für seine Art so günstigen Boden wie in Schleswig-Holstein fand Cauer in Düsseldorf nicht. Unter den Bürgern der schnell anwachsenden Stadt waren viele, die einen anderswo erworbenen Wohlstand hier genießen wollten, andere, die noch mit allen Gedanken auf den Erwerb gerichtet waren. Weder die Genießer noch die Erwerber hatten viel Sinn für die angestrengte, auf immaterielle Werte gerichtete Arbeit, die Cauer leistete und, weniger entgegenkommend als sein Vorgänger, auch von anderen forderte. Allmählich aber bildete er sich auch hier seinen Kreis. Im Malkasten lernte er Künstler kennen; besonders wertvoll wurde ihm der Verkehr mit Eduard von Gebhardt. Auf Wanderungen, für die er auch hier Anschluß fand, knüpften sich Beziehungen auch zu Männern an, die ihm nach Beruf und Lebenserfahrung fern standen. Und bei geeigneten Gelegenheiten, so in der Zechrunde des „Kessels“ merkte man, daß der ernste, arbeitsame Mann zur rechten Zeit auch der rheinischen Fröhlichkeit zugänglich war.

Als zuständig in Kulturfragen erkannte ihn die Stadt an, indem sie ihn in die Theaterkommission berief.

Der rege Verkehr innerhalb der Provinz brachte ihn oft zusammen mit namhaften Schulmännern aus anderen Städten wie mit Professoren der Bonner Universität. Besonders herzlich wurde seine Freundschaft mit Oskar Jäger, mit dem er, trotz mancher Meinungsverschiedenheit im einzelnen, seit Jahren als Verteidiger des humanistischen Gymnasiums Schulter an Schulter kämpfte. Für die Wissenschaft empfing er viel von Georg Löschke, der in seinen zahlreichen Vorträgen wie im persönlichem Gespräche ihm ein tieferes und lebendigeres Verständnis der griechischen Kunst erschloß.

Im eigenen Kollegium fand er von Anfang an freudige Mit-

arbeit, und je länger er in Düsseldorf blieb, desto mehr wuchs das Kollegium in sich und mit seinem Direktor zusammen. Bei Besetzung offener Stellen, wozu oft Gelegenheit war, nutzte er den Vorteil städtischer Schulen, sich ohne Rücksicht auf Dienstalter die Tüchtigsten auszusuchen, nachdrücklich aus. So vereinigte er unter seiner Leitung eine Reihe vortrefflicher, zum Teil hervorragender Lehrer, die sich ihm willig unterordneten, auch persönlich an ihm hingen. Einige Düsseldorfer Kollegen, vor allem Niepmann, Hölk und Kroymann, blieben ihm dauernd in Freudschaft verbunden.

Gegenüber Schwierigkeiten von außen standen alle treu zu ihm. Wußten sie doch, daß er seinerseits es ernst nahm mit dem Grundsatz, daß der Vorgesetze seine Kollegen nicht nur zu beaufsichtigen, sondern auch zu schützen hat. Und wem etwa seine unermüdliche, das Große wie das Kleine umfassende Aufsicht einmal unbequem wurde, der vergaß nicht, daß er sich selbst das Leben weit unbequemer machte als anderen.

Keinerlei Schwierigkeiten machte das Zusammenarbeiten mit Lehrern anderer Konfession. Der unabhängige Denker achtete jede ernste, aufrichtige Weltanschauung und war nie in Versuchung, Andersdenkende durch taktlose Äußerungen zu verletzen. Die katholischen Schüler der paritätischen Anstalt hielt er zum pünktlichen Besuch der Messe an. Die konfessionelle Zusammensetzung war allerdings insofern als Nachteil zu empfinden, als sie es unmöglich machte, in wöchentlichen Andachten zur Gesamtheit der Schüler zu sprechen. In Flensburg hatte Cauer auf diese Andachten viel Eifer verwandt; jetzt konnte er nur von Zeit zu Zeit zu der etwa zwei Drittel betragenden evangelischen Mehrheit sprechen und hatte die ganze Schule nur bei besonderen Gelegenheiten, vor allem bei Schlußfeiern und Entlassungen, vor sich.

Durch häufige Besuche lernte der Direktor den Unterricht in den mehr als 20 Klassen seiner Schule von oben bis unten kennen und gab, ohne die Selbständigkeit der Unterrichtsstunden zu beeinträchtigen, Schülern wie Lehrern manche wertvolle Anregung. Bei ihm selbst hatten ja nur einige obere Klassen der Riesenschule Unterricht. Auch in Düsseldorf übernahm er stets wenigstens ein Fach in einer Realklasse. Am Gymnasium kam er jetzt endlich dahin, den griechischen Unterricht auf Prima zu erteilen und sich in vollem Umfange so an der Krone des Gymnasialunterrichts zu erfreuen. Und erfreuen konnte ihn auch, je länger er in Düsseldorf war, desto mehr, die freudige Arbeit und das eindringende Verständnis der Schüler.

Die Stille erfolgreicher Arbeit in der Schule wurde aufs neue bedroht, als um die Jahrhundertwende umstürzlerische Forderungen erhoben und, wie es hieß, vom Kaiser begünstigt wurden. Der lateinische Unterricht sollte überall auf sechs Jahre, der griechische auf vier oder gar nur drei beschränkt werden. Als einige Jahre vorher Reinhardt in Frankfurt den Reformplan am Gymnasium eingeführt hatte, war seine Hoffnung gewesen, gerade durch die Zusammendrängung des altsprachlichen Unterrichtes wenigstens in den oberen Klassen den starken Einfluß des klassischen Altertums wiederherzustellen, den er mit Cauer als einen Vorzug der früheren Gymnasien ansah. Daß der Reformlehrplan diese Wirkung haben konnte, wenn er an einzelnen Stellen unter günstigen Bedingungen von einem entschieden humanistisch gerichteten Direktor und einem auserlesenen Kollegium durchgeführt wurde, hat Cauer niemals bestritten. Aber von Anfang an fürchtete er, das Reformgymnasium könnte verallgemeinert werden, und sah als notwendige Folge voraus, daß dann die realistischen Stoffe verstärkt, die humanistischen zurückgedrängt werden mußten. Darum hatte er das Reformgymnasium von Anfang an bekämpft und trat jetzt bei dem neuen Sturm gegen das alte Gymnasium als vorderster in die Bresche. Allerdings war ihm ja seit langem klar, was die meisten Freunde des humanistischen Gymnasiums bis dahin bestritten hatten, daß das Gymnasium seinen Charakter nur bewahren konnte, wenn es auf sein Vorrecht verzichtete. Und im Augenblick der höchsten Gefahr gelang es ihm, auch Oskar Jäger, bis dahin einen der zähesten Verteidiger des Gymnasialmonopoles, für das unvermeidliche Zugeständnis zu gewinnen. Erst die rheinischen Schulmänner auf der Osterdienstags-Versammlung, dann der deutsche Gymnasialverein auf seiner Pfingsttagung in Braunschweig sprachen sich in Cauers Sinne aus. In der Debatte wie in zahlreichen persönlichen Besprechungen hatte er diesen Sieg seiner anfangs verfehmten Idee erkämpft.

Inzwischen war er auch im Ministerium zu Worte gekommen. Althoff, der als Ministerialdirektor neben den Universitäten auch die höheren Schulen unter sich hatte, schätzte ihn vor allem als Autorität in Schulfragen. So rief er ihn zur Teilnahme an entscheidenden Besprechungen nach Berlin. Als Cauer dort eintraf, schien die Absicht, die Vorrechte des Gymnasiums durch eine weitere Verkümmrueng seines Lehrplanes zu erkaufen, endgültig festzustehen, und er fühlte sich als Verteidiger einer verlorenen Sache. Vor seiner Abreise eröffnete ihm Althoff, daß er in seinen Absichten erschüttert

war und nun mit dem Gedanken umging, den Schulfrieden durch Gleichberechtigung der verschiedenen, in ihrer Eigenart verstärkten höheren Schulen herzustellen. In diesem Sinne hat sich dann die große ins Ministerium berufene Konferenz ausgesprochen, und dieses Ziel war maßgebend für die bald darauf erlassenen neuen Lehrpläne. Die Regierung hatte sich also ebenso wie die Mehrzahl der Philologen in Cauers Sinne entschieden; ob dabei sein persönlicher Einfluß hier ebenso stark eingewirkt hat, wie dort, läßt sich nicht sicher beurteilen; wirkungslos ist er jedenfalls nicht gewesen.

Schon während seines damaligen Berliner Aufenthaltes war er von Althoff gefragt worden, ob er nicht Lust habe, in die Schulverwaltung überzutreten. Er hatte zunächst abgelehnt, und dann wurde die persönliche Beziehung zu Althoff gelockert; Cauer hatte sich in Braunschweig durch seine Freude an schlagenden, scharf zugespitzten Kampfesworten zu einer Äußerung hinreißen lassen, die ihm der Ministerialdirektor nicht ohne Grund verdachte. Aber Althoff empfand zu vornehm und sachlich, um sich auch durch eine berechtigte persönliche Verstimmung dauernd beeinflussen zu lassen. Als er im Sommer 1903 zusammen mit dem Kultusminister Studt nach Düsseldorf kam, lud er Cauer zu einer Unterredung ein, in der er ihm zunächst mitteilte, daß ihm in Anerkennung „für seine Opposition“ ein Orden verliehen sei, und dann die Frage erneuerte, ob er nicht sein Königreich Mazedonien-Düsseldorf mit einem größeren Wirkungskreise vertauschen wolle. Cauer hatte noch immer wenig Neigung, auf den unmittelbaren Verkehr mit der Jugend und ein ihm so liebes Gemeinwesen zu verzichten, lehnte aber nicht unbedingt ab. Als ihm dann bestimmte Stellen in Provinzial-Schulkollegien angeboten wurden, stellte er eine Bedingung, die nicht überall und nirgends ohne Schwierigkeit zu erfüllen war; nur wenn er wieder Gelegenheit zu akademischer Lehrtätigkeit bekam, war er bereit, sich vom Schulamt zu trennen. Endlich 1905 gelang es, Cauer in Münster eine Stellung zu schaffen, die ihm eine vielseitige Amtstätigkeit eröffnete; er wurde Provinzial-Schulrat mit dem Dezernat der meisten evangelischen Gymnasien, zugleich Vorsitzender der Prüfungskommission und Honorarprofessor an der Universität mit einem besonderen Lehrauftrage für griechische Sprache und Literatur.

Ein Provinzialschulrat hatte, vor dem Kriege noch mehr als jetzt, viele Dienstreisen zu machen. An der Mehrzahl der ihm unterstellten Schulen nahm er ein- oder zweimal im Jahre die Reifeprüfung ab. In einem vor längerer Zeit gehaltenen Vortrage

hatte Cauer die damalige Ordnung der Reifeprüfungen bekämpft, weil sie zuviel gedächtnismäßiges Wissen und zu wenig verstandesmäßige Schulung forderte. Inzwischen war das Reglement zweimal geändert worden, und die Neuerungen nahmen auf die von Cauer betonten Momente Rücksicht. Jedenfalls war es im Rahmen der nunmehr bestehenden Ordnung möglich, zugleich streng im wesentlichen und weitherzig im unwesentlichen zu sein. Allerdings bestand auch die Gefahr, daß die ganze Prüfung zu leicht wurde und aufhörte, die Unfähigen auszuschließen und die Fähigen zu der Anspornung ihrer Kräfte zu zwingen, die die alte Ordnung bei aller Kleinlichkeit immerhin verursacht hatte. Daß der neue Schulrat nicht zu schwächlicher Milde neigte, konnte man von vornherein wissen, und wer es nicht wußte, mußte es bald merken. Aus Kreisen der Abiturienten wurde gerühmt, daß er durch sein Eingreifen vom Gedächtnismäßigen ablenkte und die Denkfähigkeit erprobte. Wo an der geistigen Reife kein Zweifel sein konnte, sah er über einzelne Schwächen hinweg, nötigenfalls selbst unter Verletzung des Reglements. Und wo irgend möglich, war er bemüht, durch befreienden Witz die Stimmung der Examinatoren und Examinanden zu beleben.

Soviel an ihm lag, sollte der Unterricht des letzten Schuljahres nicht in einer Abrichtung auf das Examen bestehen. Aber ihm schien doch die Prüfung als eine Probe auch für die Lehrer und den Ertrag ihrer Arbeit wertvoll und er verwarf den Gedanken, sie ganz durch häufigere Revisionen zu ersetzen. Auch in Revisionen war er so eifrig, wie die knapp bemessenen Mittel für Dienstreisen es erlaubten, und zwar zog er zahlreiche, zuweilen überraschende kurze Besuche wenigen längeren vor. Wenn irgend möglich war er auch bei dieser Gelegenheit weniger der Aufsichtführende, der nach Mißständen spähte, als der ältere Fachmann, der aus seiner reichen Erfahrung Anregung gab. In derselben Weise erledigte er auch Berichte und andere Eingänge, und insbesondere seine Entscheidungen über die vorgelegten Lesepläne enthielten oft wertvolle Winke für die Lektüre.

Beim Vergleich der verschiedenen Schulen fand er leider seine alte Befürchtung bestätigt, daß die strenge Berücksichtigung des Dienstalters bei Anstellung und Gehaltsberechnung nachteilig auf die Leistungen wirken würde. Bei der Anstellung von Lehrern an den königlichen Schulen mußte er erleben, wie die Tüchtigsten von den Städten weggenommen wurden und für den Staat vor allem die übrig blieben, die keine Stadt begehrte. Was irgend

möglich war, tat er trotzdem, um tüchtige Männer für die königlichen Schulen der Provinz zu gewinnen, und es gelang ihm mehrfach mit solchen, die durch ihre Versetzung einen ihren Fähigkeiten und Neigungen mehr entsprechenden Unterricht bekamen.

Für die Zukunft wäre es von Wert gewesen, wenn man durch strenge Prüfung der Kandidaten unfähige junge Leute vom Lehrberuf hätte ausschließen können. Erst als Vorsitzender, dann, nachdem er den Vorsitz wegen Überbürdung abgegeben hatte, als rühriges Mitglied der Prüfungskommission machte Cauer nachdrücklich die Anschauung geltend, daß es verkehrte Humanität sei, jedem, der das Examen beharrlich immer wieder versuchte, schließlich in Anerkennung seines Eifers die Anstellungsfähigkeit zu bescheinigen. Aber sowohl die bestehende Prüfungsordnung wie die im Ministerium herrschenden Grundsätze wie die Nachsicht einiger Kollegen sorgten für eine ihm verderblich erscheinende Milde. Wo er selbst prüfte (vor allem fiel ihm oft die damals noch bestehende allgemeine Prüfung zu), war er von denen gefürchtet, die sich irgendein Wissen für das Examen angeeignet hatten, denen erwünscht, die unbekümmert um das Examen ihren Geist gebildet hatten. Lieb war es ihm, wenn er dieser Prüfung die Form eines Gespräches geben konnte.

Überhaupt liebte er es, mit Männern, die ihm amtlich unterstellt waren, einen zwanglosen Gedankenaustausch zu pflegen. Unter den Wandergenossen, die er auch in Münster fand, waren einige Professoren der Universität und zahlreiche Lehrer der dortigen höheren Schulen. Gern besuchte er Zusammenkünfte der westfälischen Philologen und beteiligte sich an der Diskussion nicht als Vorgesetzter, sondern als Mitglied der Versammlung. Regelmäßig ging er zu den Tagungen der evangelischen Religionslehrer in Hamm. Hier ermutigte er durch seine Äußerungen die freier gerichteten, die es nicht als ihre Aufgabe ansahen, den Schülern den Glauben an eine fertige Lehre einzuflößen, sondern sie zum Nachdenken über religiöse Fragen anzuregen und in das Verständnis religiösen Lebens einzuführen. Ganz leicht war diese Stellungnahme bei der streng positiven Richtung des westfälischen Konsistoriums nicht; doch gelang es, ein freundliches persönliches Einvernehmen auch mit den Mitgliedern dieser Behörde zu erhalten.

Mit Vertretern der katholischen Kirche hatte Cauer in Münster ebensowenig Schwierigkeiten wie in Düsseldorf. Als Mitglied der Prüfungskommission für Oberlehrerinnen alten Stils hatte er manche Ordensschwestern zu prüfen, die von ihren Oberen für das höhere

Lehrfach auserlesen waren, und er fand unter ihnen solche, die wissenschaftlich einen ebenso günstigen Eindruck machten wie menschlich. Seine Geringschätzung gegen Berechtigungen und vorgeschriebene Bildungswege wurde bestärkt, wenn er erfuhr, wie reif manche Oberlehrerinnen ohne Abiturientenexamen waren und wie unreif manche Studenten mit Reifezeugnissen.

An der Universität hatte er als Honorarprofessor unbegrenzte Lehrfreiheit, daneben einen Lehrauftrag zunächst nur für klassische Philologie. So sehr er sich freute, rein wissenschaftliche Vorlesungen zu halten, besonders über seinen Homer, so wünschte er doch, auch über Gymnasialpädagogik zu künftigen Lehrern zu sprechen, und da seine Zeit nicht ausreichte, um neben den pflichtmäßigen philologischen Vorlesungen noch freiwillige pädagogische zu halten, erbat und erreichte er eine Ausdehnung seines Lehrauftrages auf Pädagogik und Schulgeschichte. Er wechselte nun in seinen Vorlesungen zwischen reiner und angewandter Wissenschaft ab.

Inmitten dieses reichen Wirkens entbehrte Cauer doch die Freude der eigenen Schularbeit, und andrerseits war die Stellung eines Provinzialschulrates, der dem Ministerium untergeordnet ist und in seiner Behörde selbst den Präsidenten und den Direktor über sich hat, nicht einflußreich genug, um für den dauernden Verkehr mit der Schuljugend Ersatz zu bieten. Als er nach Münster übersiedelte, hatten ihm viele prophezeit, er werde dort nicht lange bleiben, sondern bald in das Ministerium berufen werden. Wäre Althoff länger an seinem Platze geblieben, so hätte sich diese Erwartung wohl auch erfüllt; nach dessen Ausscheiden aber hatte Cauer in Berlin nicht mehr den Rückhalt wie vorher. Das mußte er vor allem spüren, als 1910 Matthias seinen Abschied nahm; nicht dessen Stelle wurde ihm angeboten, sondern eine durch ihre Besetzung freigewordene Stelle im Berliner Provinzialschulkollegium, also etwas, was er schon zweimal abgelehnt hatte. Zugleich wurde die Freude am gegenwärtigen Amt durch manche ihn kränkende Entscheidungen des Ministers getrübt; da bot sich ihm für den Abschluß seiner amtlichen Laufbahn eine Aussicht, durch die, wie es schien, sich der Traum seines Lebens verwirklichen sollte. Als Muff 1911 starb, wurde zunächst Cauer als Rektor der Landesschule Pforte in Aussicht genommen; eine besondere Genugtuung war es für ihn, daß kein Geringerer als Wilamowitz seine Kandidatur warm unterstützte. Trotzdem scheiterte die Berufung nach Pforte und zwar an Cauers Wunsche, die philologischen Vorlesungen, die ihm in Münster ein Bedürfnis geworden

waren, an der Pforte benachbarten Universität Halle fortzusetzen. Ein Lehrauftrag in Halle wurde ihm allerdings angeboten, aber nur einer für Pädagogik und auch der unter Bedingungen, die er als entwürdigend empfand. So lehnte er schließlich ab, zumal der Rektor in Pforte, der früher auch durch sein hohes Gehalt unter den preußischen Schulmännern hervorgeragt hatte, damals ohne ein solches Nebenamt weniger Einkommen hatte als Cauer in seiner Münsterer Stellung.

Mit dem frischen Schmerz über einen zerstörten Lebenswunsch nahm er an einer Konferenz der Provinzialschulräte teil, die im Sommer 1911 in Berlin tagte. Der Verlauf dieser Konferenz, in der er zu allen Gegenständen sprach, und insbesondere die Haltung des Ministers von Trott zu Solz bestärkten ihn in dem Gefühl, innerhalb der Schulverwaltung auf einem verlorenen Posten zu stehen. Das Gefühl wurde verschärft durch neue, nicht gerade erhebliche, aber doch empfindliche Kränkungen, die er in seiner Amtsführung erfuhr, vor allem aber durch den Extemporaleerlaß, der trotz aller beruhigenden Versicherungen dahin führen mußte, den Unterricht für die Unbegabten und Lässigen noch leichter, für die Begabten und Eifrigen noch dürftiger zu machen.

Der Gegensatz zu den im Ministerium herrschenden Anschauungen kam in einem Vortrage über Wilhelm von Humboldt, den Cauer auf der Posener Philologenversammlung im Herbste 1911 hielt, deutlich zum Ausdruck. Wer so dachte und sprach, mußte in einem beständigen Zwiespalt sein zwischen den Geboten des eigenen erzieherischen Gewissens und den Vorschriften, die durchzuführen er amtlich verpflichtet war. Diese für die Beteiligten unhaltbare Lage wurde beseitigt, als Cauer seinem Antrage entsprechend im Herbst 1912 als Provinzialschulrat in den Ruhestand versetzt wurde. Er blieb Honorarprofessor an der Universität und Mitglied der Prüfungskommission; kurz vorher hatte er es übernommen, an der Stelle des verstorbenen Richter den pädagogischen Teil der Leipziger neuen Jahrbücher herauszugeben. Die Befreiung vom Verwaltungsamt machte es ihm möglich, noch eifriger und offenherziger als bisher in Vorträgen und Schriften für die Erhaltung einer von der Wissenschaft beherrschten Schule zu kämpfen.

Als Wohltat empfand er es doch vor allem, daß er jetzt mehr als je zuvor für eigene wissenschaftliche Produktion Zeit behielt. Im Mittelpunkte seines Forschens stand nach wie vor Homer. Mit Homer und in Homer lebte er so, daß es ihm bei ernsten und heiteren Anlässen Bedürfnis war, seine Gedanken und Gefühle in

homerischen Versen oder frei verbundenen und umgestalteten homerischen Wendungen auszusprechen. Eine Sprache, die sich so dazu eignete, wechselnde Stimmungen und Situationen einer reifen Kultur auszudrücken, konnte nicht so eintönig altertümlich sein, wie sie dem Unkundigen zunächst scheint. Cauer hatte früh gelernt, sie als das Ergebnis einer langdauernden und wandlungsreichen Entwicklung zu verstehen.

Als er 1879 seinen ersten Homerbericht verfasste, mußte er vor allem zu der Ausgabe von Nauck Stellung nehmen. Den Versuch, durch zahlreiche und eingreifende Textänderungen die angeblichen Vergewaltigungen Aristarchs zu beseitigen und die ursprüngliche Sprache Homers wiederherzustellen, lehnte er entschieden ab, anfangs noch fast in der Stimmung eines orthodoxen Aristarcheers. Es war nicht schwer zu erkennen, wie Nauck an manchen Stellen den Sinn durch Streichung bezeichnender Partikeln verdarb, an anderen, um eine altertümliche Form wiederherzustellen, eine andere zerstörte. Das Nebeneinander verschiedenartiger Formen auch innerhalb desselben Abschnittes war nicht von einem Kritiker geschaffen, sondern durch eine Entwicklung entstanden. Aber eben daraus ergab sich: Aristarch hatte einen Zustand der homerischen Sprache festgehalten, dem andere vorangegangen waren; mußten wir darin uns heute noch nach ihm richten? Wer diese Frage überhaupt stellte, mußte sie verneinen; immer klarer erkannte Cauer, daß Nauck in seinem grundsätzlich verfehlten Streben vieles einzelne trefflich verbessert, sinnstörende Partikeln gestrichen, sprachliche oder metrische Anstöße beseitigt hatte. Ebenso stellte sich Cauer zu Ficks Versuch, äolische und ionische Partien zu sondern; er wies nach, daß feste Ionismen sich auch in den nach Fick äolisch abgefassten und nur mechanisch in das Ionische übertragenen Teilen fanden, und daß auch in den nach Fick von vornherein ionisch geschriebenen Abschnitten die äolischen Erscheinungen sich nicht beseitigen ließen. Das hinderte ihn aber nicht, manche von Ficks Textänderungen anzunehmen und mindestens als möglich zuzugeben, daß Äolismen in den älteren Teilen der Epen häufiger sind als in den jüngeren.

Der Text, den man durch solche Einzelbesserungen gewann, ließ sich allerdings keiner bestimmten Zeit zuweisen, wie der aristarchische der alexandrinischen; aber er war unbedingt lesbarer und darum vor allem für die Schule besser geeignet als der überlieferte. Darum sagte Cauer freudig zu, als ihn der Verlag von Tempsky aufforderte, die Odyssee für den Schulgebrauch heraus-

zugeben. In seinem Gießener Vortrage entwickelte er 1885 die Grundsätze, die er in der während der folgenden Jahre ihn beschäftigenden Ausgabe betätigte. Der Odyssee folgte 1890/91 eine ebenso bearbeitete Ilias. Beide Epen erschienen in zweiter Bearbeitung, mit wenigen Textänderungen, aber ohne die lateinisch geschriebenen textkritischen Vorreden und mit deutsch geschriebenen, auf das Bedürfnis der Schüler berechneten Beigaben 1894 und 1902.

Beiden Ausgaben kam es zugute, daß der Herausgeber im Unterricht gezwungen war, aufgeweckten jungen Leuten Stellen zu erklären, über deren Dunkelheit der Gelehrte sich zuweilen mit einem Kunstausdruck beruhigt. Immer deutlicher wurde ihm in diesem Verkehr, wie man die homerischen Verse nur verstehen kann, wenn man sie sich gesprochen und von Gebärden begleitet denkt und zwar im Munde von Dichtern, die nicht etwa von dem strengen attischen Satzbau abwichen, sondern ihn noch nicht von ferne ahnten. Die Anschauung einer Sprache, in der sich die grammatische Unterordnung erst allmählich aus der Nebenordnung entwickelt, kam vor allem in zwei Eigentümlichkeiten der Ausgabe zum Ausdruck: in der Betonung der Präpositionen, die an vielen Stellen durch den angemessenen Akzent ihre adverbiale Kraft zurückerhielten, und in der Interpunktion. Auch die 1894/97 bei Grote erschienenen Anmerkungen zur Odyssee sollten helfen, eine an Bildern überreiche, im Satzbau primitive Dichtersprache zu verstehen.

In demselben Sinne bearbeitete Cauer seit 1909 die altbewährte Ausgabe von Ameis und Hentze. In Textänderungen hielt er sich hier zurück und nahm aus seiner eigenen Ausgabe nur auf, was ein unüberwindliches Hindernis des Verständnisses beseitigte; den Kommentar dagegen gestaltete er neu. Auch wo er inhaltlich Hentzes Erklärung beibehielt, vermied er grammatische Termini wie Litotes oder Anakoluth und schilderte lieber den seelischen Vorgang, den man damit zu bezeichnen pflegt. An vielen Stellen aber ging er entschiedener als Hentze darauf aus, zur Vorstellung der Wirklichkeit anzuregen, die sich im Worte des Dichters wiederspiegelte.

Auf Fragen der höheren Kritik ging Cauer in seinen Kommentaren wie in seinem Unterricht nur da ein, wo sie sich dem aufmerksamen Leser aufdrängen mußten, und auch hier vermied er es, eine Lösung anzubieten. In seinen Berichten und Rezensionen aber hatte sich die Kritik, auch die höhere, von Anfang an aus der Exegese ergeben. Und als er 1895 zum erstenmal seine

Homerforschungen in einem Buche über Grundfragen der Homerkritik zusammenfaßte, erschien eine eigene Hypothese über die Entstehung der Epen gewissermaßen als das Ziel aller vorangehenden Untersuchungen. Dies Buch wollte weniger neue Wege weisen als zwischen den Forschern, die jeder seinen Weg gingen und, Scheuklappen vor den Augen, ihn für den allein richtigen hielten, eine Annäherung herbeiführen. Schon in seiner Antrittsvorlesung hatte Cauer gezeigt, wie die Textkritiker und Dialektforscher, die Kulturhistoriker und Kompositionsbetrachter, jeder für sich, wertvolle Beobachtungen machten, indem sie aber die Arbeit der benachbarten Forscher nicht beachteten, aus den richtigen Beobachtungen Schlüsse zogen, die über das Ziel hinausschossen. So kam er, indem er von allen zu lernen bemüht war, zu einer umfassenderen und besonneneren Gesamtanschauung als jeder einzelne von ihnen. Im ersten Teile behandelte er Textkritik und Sprachgeschichte, im zweiten den historischen Hintergrund, die Unterscheidung von Kulturstufen und die Komposition. Schon durch diese Anknüpfung an andere Untersuchungen bemühte er sich, die Kompositionskritik von der subjektiven Willkür zu befreien, an der sie auch bei ihren glänzendsten Vertretern litt. Aus jedem nachgewiesenen Widerspruch zwischen zwei Stellen schlossen Lachmann und seine Nachfolger auf Verschiedenheit des Verfassers, während selbst bei modernen Dichtern solche Widersprüche sich auch anders erklären können. Das ergab sich erst recht bei Homer als möglich, der oft selbst im Rahmen eines Satzes von einem Standpunkt der Betrachtung zu einem andern springt, vollends also in einem langen Epos. Durch diesen Einwand gegen die Methode von Lachmann und Kirchhoff ließ sich Cauer aber nicht verleiten, mit Rothe und anderen Gegnern der Homerkritik ihre ganze Fragestellung abzulehnen, sondern suchte in Beobachtungen über Homers poetische Technik einen objektiven Maßstab für das bei Homer Mögliche und Unmögliche zu gewinnen. So bereitete er die Analyse der beiden Epen vor, die den Abschluß bildete.

Das Buch beanspruchte nicht, alle Zweige der Homerforschung zu umfassen. Darum blieb der Verfasser bemüht, seine Kenntnis der homerischen Welt zu erweitern und zu vertiefen. Gleichzeitig schritt die Forschung auf den verschiedenen Gebieten fort. All das verarbeitete die 1909 erschienene zweite Auflage der Grundfragen. Schon ein Blick auf die Inhaltsübersicht zeigte, daß der Verfasser seine Anschauung bereichert hatte und eben dadurch in seinem Urteil vorsichtiger geworden war. An der Spitze des ersten Teiles standen jetzt zwei Abschnitte über Handschriften und Vulgata. Die

geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Untersuchungen im zweiten Teil waren stark vermehrt und schärfer gegliedert; dabei war die Überschrift bescheidener geworden, nicht mehr: Analyse des Inhaltes, sondern: Zur Analyse des Inhaltes. Die Kompositionskritik war zu einem dritten Teil ausgestaltet. Dieser verzichtete darauf, eine eigene Hypothese über den Ursprung der Epen im Zusammenhange zu begründen, und beschränkte sich auf eine eingehende Charakteristik der homerischen Dichtweise, aus der sich die Grenzen der Kritik wie das Recht zur Kritik ergaben. Wie Cauer hier auf einem ihm vertrauten, aber schlüpfrigen Boden vorsichtige Zurückhaltung übte, so wagte er es andrerseits, sich das Ergebnis eines anderen im Widerspruch zu den angesehensten Philologen und der ihnen folgenden Mehrheit anzueignen. Die Gründe, aus denen Dörpfeld das heutige Leukas für das homerische Ithaka erklärte, erkannte er als durchschlagend an. Die weitgehenden Schlüsse freilich, die Dörpfeld daraus zog, lehnte er ab. Die Annahme, die Odyssee sei vor der ionischen Wanderung im Mutterlande entstanden, war für ihn schon deshalb ausgeschlossen, weil die homerische Sprache mit ihrer Mischung ionischer und äolischer Bestandteile nur in Kleinasien, wo Ionier und Äolier Nachbarn waren, entstanden sein konnte.

Nebentriebe der Homerarbeit waren Untersuchungen über verwandte deutsche und verschiedenartige römische Epik. In einer Abhandlung über einige Gesänge des Nibelungenliedes ergab sich, daß die vom 14. bis zum 20. Lachmannschen Liede reichende Reihe eine zusammenhängende Dichtung darstellt, in der früher selbständige Lieder wohl verarbeitet sind, aus der sie sich aber nicht mehr glatt ablösen lassen, während zwei Lieder (16 und 18), die sich von ihrer Umgebung deutlich abheben, erst später entstanden sind und den Zusammenhang, in den sie eingeschoben wurden, ebenso voraussetzen wie die Doloneia und die Gesandtschaft an Achill. In einer Programmabhandlung über Vergils nachahmende Kunst zeigte Cauer, wie der gelehrte römische Dichter von dem anschauenden griechischen auch Züge und Wendungen übernommen hat, ohne ihre sinnliche Kraft zu verstehen und zu bewahren. Mehr und mehr freilich erkannte Cauer dann, daß auch die späteren homerischen Sänger von ihren naiveren Vorgängern schon ähnlich abhängig waren.

Das Streben, im Streit der Philologen von jedem das anzunehmen, worin er die Lösung eines Problemes gefördert hat, betätigte er auch in einer Schrift über Wort- und Gedankenspiele

bei Horaz. Er stellte fest, daß die voreiligen Kritiker, die horazische Oden oder Strophen für unecht erklärten, durchweg auf wirkliche Anstöße hingewiesen haben, Anstöße, die dann dahin führten, daß man die Vorstellung vom Wesen horazischer Dichtung ändern mußte, daß man den Dichter nicht überall so ernst nehmen kann wie früher, und an manchen Stellen, wo frühere Auslegung feierliches Pathos vernahm, jetzt eben ein leichtes Spiel in Worten oder Gedanken erkennt.

Andere Fragen, auf die ihn die Lehrtätigkeit an Schule oder Universität führte, hat Cauer in kleineren Aufsätzen oder Rezensionen behandelt. Einiges davon, was auch weitere Kreise interessieren konnte, nahm er in eine Sammlung auf, die 1912 unter dem Titel „Aus Beruf und Leben“ erschien und der Alma mater Portensis gewidmet wurde. Vor allem waren darin Schulreden und Vorträge vereinigt, die dafür zeugen sollten, daß die Schule zugleich von wissenschaftlichem Geist durchdrungen sein und vom Leben der Gegenwart befruchtet werden kann und soll. Einen einheitlichen Versuch, seine Anschauungen vom klassischen Altertum dem Jugendunterricht und überhaupt dem Leben dienstbar zu machen, stellen die drei Bücher dar: Grammatica militans (zuerst erschienen 1898, in dritter Auflage 1912); Palaestra vitae (zuerst erschienen 1903, in dritter Auflage 1913); Kunst des Übersetzens (zuerst erschienen 1894, in fünfter Auflage 1914). Mit diesem Buche berührten sich im Stoff Vorträge über das Altertum im Leben der Gegenwart, die als Bändchen 356 der Teubnerschen Sammlung aus Natur und Geisteswelt 1911 und 1915 in zwei Auflagen erschienen. Allen diesen Büchern gemeinsam ist der leitende Gedanke: Die dogmatische, normative Philologie gehört der Vergangenheit an. Aber gerade wenn die Wissenschaft lehrt, Fühlen und Denken, Reden und Schaffen der Alten in seiner historischen Bedingtheit zu verstehen, kann sie uns dazu verhelfen, den Erscheinungen der Gegenwart mit klarerem und ruhigerem Urteil gegenüberzutreten. Hauptaufgabe der Grammatik ist es nicht, Regeln über schlechthin Richtiges und Falsches aufzustellen, sondern psychologisch und historisch zu erklären, was für Anschauungen und Gedanken die verschiedenen Völker und Zeiten auszudrücken strebten, was für Ausdrucksmittel sie dafür besaßen oder neu schufen, welche Veränderungen in diesem Prozeß allmählich mit den grammatischen Gebilden vorgingen. Da jedes Volk ein besonderes Seelenleben in einer besonderen Sprache ausprägt, ist es unmöglich, was in der einen Sprache gesagt ist, in einer anderen mit photographischer

Treue wiederzugeben; aber Erkenntniswert hat diese Einsicht nur für den, der sie in redlichem Suchen nach der besten Übersetzung selbst gewonnen hat. Dazu gibt das erste der genannten Bücher mancherlei Anregung, lehrt insbesondere, in jeder abstrakten Wendung den ursprünglichen konkreten Sinn zu erfassen und dann in der Muttersprache ein Bild von ähnlich anschaulicher Kraft zu finden. Die Meisterwerke der antiken Literatur und Kunst können als vorbildlich heute ebenso wenig gelten wie die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des Altertums; aber gerade wer die Schöpfungen der Alten nicht als mustergültige Anwendungen einer für alle Zeiten maßgebenden Kunstlehre ansieht, kann in ihnen das Erlebnis nachfühlen, freilich nur, wenn er mit der eigenen Zeit lebt und erlebt.

Man hat diesen Büchern den doppelten Vorwurf gemacht, sie seien nicht erschöpfend und böten nichts Neues. Aber sie sollten ja nur aus der eigenen, natürlich begrenzten Erfahrung heraus zeigen, wie Ergebnisse der Wissenschaft für den Unterricht fruchtbar gemacht werden können. Daß diese Beiträge, in denen sich manches selbst gewonnene Ergebnis versteckt, einem Bedürfnis entsprachen, bewies der buchhändlerische Erfolg. Dabei lag es Cauer völlig fern, verwandte Leistungen anderer herabsetzen oder ausschließen zu wollen. Das zeigte sich gegenüber Carl Bardt, dessen auf Cicero beschränkte, aber in den Grundanschauungen verwandte Technik des Übersetzens er ebenso freudig anerkannte wie Bardt sein umfassenderes Buch.

Die Kunst, verschiedenen, dabei gleichwertigen und gesinnungsverwandten Fachgenossen nebeneinander Geltung zu lassen oder zu verschaffen, übte er als Mitherausgeber der Leipziger neuen Jahrbücher. Er begnügte sich nicht, angebotene Beiträge anzunehmen oder abzulehnen, sondern bemühte sich, wertvolle Mitarbeiter heranzuziehen und möglichst in jeder Frage dem berufensten Beurteiler das Wort zu geben. Dabei verstand es sich entsprechend seiner eigenen Gesinnung wie nach dem überlieferten Charakter dieser Zeitschrift von selbst, daß alle Mitarbeiter, mochten ihre Gegenstände und zum Teil auch ihre Ansichten noch soweit auseinander gehen, doch übereinstimmten in dem Streben, der strengen Wissenschaft ihren Platz in der Jugendbildung zu erhalten.

Die Anschauungen, die Cauer seit 1889 unermüdlich verfochten hatte, hatten ja formell gesiegt, als 1900 in einer Kabinettsordre die Gleichberechtigung der höheren Schulen proklamiert wurde und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, dadurch jeder Schule Freiheit in der Ausprägung ihrer Eigenart zu verschaffen. Aber

schon die letzten unter den Aufsätzen, die Cauer 1906 unter dem Titel „Siebzehn Jahre im Kampfe um die Schulreform“ in einem Buche zusammenfaßte, mußten auf neue Gefahren für die Eigenart des Gymnasiums hinweisen. Die formelle Gleichberechtigung kam auch dem Frankfurter Reformgymnasium zugute; nach Absicht seines Begründers hatte dies dazu dienen sollen, das Gymnasium zu retten; jedoch begünstigt und ausgebreitet wurde es jetzt vor allem von Gegnern des Gymnasiums, die darauf rechneten, die humanistische Bildung damit zu zerstören. Und während auf dem Reformgymnasium wenigstens in den oberen Klassen die alten Sprachen breiteren Raum bekamen, wurde auf anderen Gymnasien eine Bewegungsfreiheit eingeführt, durch die für einen Teil der Schüler die Eigenart der Schule höchstens zur Not gewahrt, keinenfalls aber kräftiger betont wurde.

Cauer aber lag daran, sie auch in den Fächern zur Geltung zu bringen, die dem Gymnasium mit den anderen Schulen gemeinsam waren, vor allem im Deutschen, in dem er selbst jahrelang mit anerkanntem Erfolg unterrichtet hatte. Aus dieser Arbeit war ein Buch „von deutscher Spracherziehung“ erwachsen, das er 1906, unmittelbar nach der Trennung vom Schulamt, seinen alten Schülern gewidmet hatte. Wohl kein Buch hat Cauer so heftige, man muß fast sagen: gehässige Angriffe zugezogen wie dieses. Weil für ihn der deutsche Unterricht sich wie jeder wissenschaftliche Unterricht an den Verstand wendete und auch philosophische Propädeutik umfaßte, erschien er manchen Germanisten wie ein kalter Verstandesmensch, der für nationale Gefühlswerte keinen Sinn habe. Weil er deutsches Geistesleben in seiner Wechselwirkung mit fremdem, vor allem in seiner Abhängigkeit vom antiken, sah, und weil er eine große Zahl deutscher Stunden für zweckwidrig hielt, wurde ihm Verständnis deutschen Wesens abgesprochen. Besondere Entrüstung erregte er durch seinen Kampf gegen die verständnislose und terroristische Verfolgung der Fremdwörter; deren Gebrauch schien ihm unter Umständen zur Deutlichkeit unentbehrlich.

Wie er bei dem allen seine Pflicht gegen das deutsche Vaterland verstand, bewies er beim Ausbruch des Krieges 1914. Er betrachtete den Krieg als ein von Zeit zu Zeit unvermeidliches akutes Stadium in dem Kampfe, den menschliche Gemeinschaften dauernd miteinander führen. Diesen darwinistischen Gedanken hatte er 1880 in einem Vortrage in der Berliner philosophischen Gesellschaft ausgesprochen, in dem er den Ursprung der Moral aus dem Kampf ums Dasein ableitete. So war der Krieg für ihn die

Probe auf die Lebenskraft des deutschen Reiches. Dieser Probe sah er von Anfang an mit Sorge entgegen, weniger wegen der feindlichen Übermacht als wegen der inneren Krankheitserscheinungen, die er seit lange bemerkt hatte. Er hoffte aber, eben die Not würde zur Gesundung führen, und wie sein Meister Lagarde betrachtete er das Heer als eins der wenigen gesunden Gebilde in Deutschland. Seiner Dienstpflicht hatte er als Einjährig-Freiwilliger eifrig genügt. Leicht war es ihm nicht in jeder Hinsicht geworden, aber gerade die Schwierigkeit war für ihn ein Sporn, sie zu überwinden. So hatte er es bis zum Hauptmann der Landwehr gebracht und trug neben den anderen Ehrenzeichen, die ihm nach und nach verliehen wurden, gern die Landwehrdienstauszeichnung erster Klasse. Bei Kriegsausbruch meldete er sich sofort auf dem Bezirkskommando und wurde bald als Führer einer Landsturmkompagnie nach Belgien geschickt. Bis Sommer 1918 ist Cauer in Belgien geblieben, stets an der Spitze einer Landsturmkompagnie, meist im Besatzungsdienst verwandt, daneben zeitweilig auch mit Verwaltungsgeschäften betraut, 1917 vorübergehend in einer Riegelstellung nahe der Front. Seine väterliche Fürsorge für die Mannschaften haben ihm diese über den Tod hinaus gedankt; daß er bemüht war, die Härten für die feindliche Bevölkerung auf das unvermeidliche Maß zu beschränken, wurde wiederholt anerkannt. Mit Schmerz aber mußte er bemerken, daß es nicht durchweg im deutschen Heere ebenso stand. Seine Sorge über den Kriegsausgang wurde durch solche Beobachtungen verstärkt. Vielleicht nur wenige Deutsche sind während des Krieges so frei von Illusionen gewesen. Er hoffte weder auf einen glänzenden Sieg noch auf Versöhnung ohne Sieg. Schon als im Frühjahr 1918 sein einziger Sohn, ein hochbegabter Mathematiker, sein bester Freund, wie er selbst schrieb, am Kemmelberge fiel, fand er einen gewissen Trost in dem Gedanken, daß dieser in der verwüsteten Welt nicht weiter zu leben brauchte.

So furchtbar und schmählich freilich, wie es im Herbste 1918 hereinbrach, hatte auch er sich das Ende nicht gedacht. Aber zur Verzweiflung ließ er sich weder dadurch treiben noch durch den Schmerz um den Verlust der Seinen; zu Ostern 1920 starb seine treue Lebenskameradin; das alles spornte ihn nur zu gesteigerter Arbeit, mit der er zu helfen suchte, so viel er an seinem bescheidenen Platze konnte. Noch niemals war er politisch hervorgetreten, so aufmerksam er auch die politischen Ereignisse beobachtete, und so gewissenhaft er regelmäßig seine Wahlpflicht erfüllte. An unserem Beamtenstaat hatte er viel auszusetzen; schon 1892 hatte

er in einer Schrift über Staat und Erziehung die Überspannung der Staatstätigkeit, die mechanische Gleichmacherei, die Lähmung der Selbständigkeit bekämpft, jetzt trieb ihn sein Sinn für Gerechtigkeit und Ehre, in Wort und Schrift gegen die Schuldlüge zu kämpfen. Daß die fehlerhafte Politik unserer Regierung und insbesondere des Kaisers zu einer Katastrophe führen könnte, hatte er seit Jahrzehnten gefürchtet; daß wir durch schwere Fehler in die verzweifelte Lage geraten waren, in der wir in den Krieg eintraten, hatte er bitter empfunden. Aber als den schwersten Fehler sah er die übermäßige Scheu vor einem Kriege an, also beinahe das Gegenteil dessen, was die Feinde uns vorwarfen, und was als wahr anzuerkennen sie die neue Regierung im Friedensvertrage zwangen. Mit Befremden bemerkte Cauer, wie wenig Bedeutung in Deutschland selbst nationale Kreise dieser Frage beilegten. Nur mühsam gelang es ihm, für eine kleine Flugschrift (Recht und Gewalt) im Verlag der deutschnationalen Volkspartei eine Gelegenheit zum Druck zu finden. Zwar reichte das ihm bekannte Material noch nicht aus, den Kriegswillen der Feinde so zwingend zu beweisen, wie das jetzt möglich ist; daß aber jedenfalls die deutsche Regierung den Krieg nicht gewollt hat, bewies er für jeden, der es verstand, Tatsachen zu sehen und Schlüsse daraus zu ziehen. Und er benutzte Beziehungen zu neutralen und selbst feindlichen Gelehrten, um seine Beweisführung auch ins Ausland zu tragen.

Eine mannhafte Zurückweisung der feindlichen Verleumdungen hatte er schon bei der Regierung des Prinzen Max und der damaligen Reichstagsmehrheit vermißt und vermißte sie erst recht bei den nach der Revolution herrschenden Parteien. In dieser Gegnerschaft fand sich Cauer, der sich einst durch Wahl eines freisinnigen Kandidaten beinahe seine Laufbahn verdorben hatte, mit den bisherigen Konservativen zusammen. So trat er der deutschnationalen Volkspartei bei; eine führende Stellung hat er auch im engeren Kreise nie erstrebt und merkte mit zunehmender Deutlichkeit, daß er zum Parteimann nicht geschaffen war.

Dagegen stand er in erster Reihe, als es nach der Revolution galt, der Jugend wenigstens die Möglichkeit einer ernsthaften Erziehung und Bildung zu erhalten. Unter dem Schlagwort „Einheitsschule“ wurde ein Aufbau des Schulwesens erstrebt, innerhalb dessen es ausgeschlossen sein mußte, zu wissenschaftlichem Denken zu erziehen, zur Pflichterfüllung anzuhalten. Wenn diese Bestrebungen auf der Reichsschulkonferenz nicht durchdrangen, so haben das die eifrigen und schlagfertigen Verteidiger des wissen-

schaftlichen Unterrichtes erreicht, unter denen Cauer nicht fehlte. Ganz allein stand er in der Frage der Lehrerbildung. Gerade weil er wußte, daß niemand sonst der Forderung der Abiturientenreife für alle künftigen Lehrer widersprechen würde, trat er ihr entgegen und suchte zu zeigen, daß für gleichwertige, aber verschiedenartige Aufgaben auch eine verschiedenartige Vorbildung nötig sei. Er wunderte sich nicht, als Kollegen und Parteigenossen sich beeilten, von ihm abzurücken und zu versichern, daß er nur für seine Person gesprochen hatte. Das konnte ihn nur bestimmen, seine Gedanken in einer Flugschrift (Ketzereien zur Lehrerbildung) weiter auszuführen. Er wies darauf hin, wie diejenigen, die für alle Lehrer eine akademische oder annähernd akademische Bildung fordern, in der Überschätzung des Wissens und des Verstandes, die sie zu bekämpfen wähnen, selbst befangen sind. Von solcher Überschätzung fühlte sich Cauer frei, auch wenn er für diejenigen, die intellektuell begabt sind oder einen geistigen Besitz aus der Kinderstube mitbringen, das Recht in Anspruch nahm, diese Werte zu pflegen und für die Allgemeinheit nutzbar zu machen, und wenn er, trotz aller entmutigenden Erfahrungen, den sokratischen Glauben an die Macht vernünftiger Einsicht bewahrte. In einem Vortrage, den er während der Reichsschulkonferenz im deutsch-nationalen Lehrerbunde hielt, bezeichnete er es als Aufgabe der Schule, die Jugend durch Einsicht zu dem Entschluß zu bringen: mehr arbeiten und weniger genießen. Und in einem Kapitel über ethische Fragen, das er der 1919 abgeschlossenen, auch sonst vermehrten und teilweise umgearbeiteten zweiten Auflage seiner deutschen Spracherziehung einfügte, suchte er im einzelnen zu zeigen, bei welchen Gelegenheiten inbesondere der deutsche Unterricht zu ethischem Nachdenken und zu sittlichem Wollen anregen kann. Auch in didaktischen Vorlesungen, die er später als Buch herauszugeben dachte, legte er dar, wie Erziehung und Unterricht nicht nebeneinander hergehen, sondern wie der Unterricht, der zunächst den Verstand in Anspruch nimmt, mittelbar auch den Willen beeinflußt.

Je schlimmer es um das Deutsche Reich und die deutsche Bildung stand, und je weniger sich Cauer bei dem selbstgefälligen Bewußtsein beruhigen konnte, daß er in Staat und Schule manches Unheil vorausgesagt hatte, desto lieber vertiefte er sich in eine Arbeit, über der er die allgemeine Not und das eigene Leid vergessen konnte. 1920 gab er die ersten sechs Bücher der Odyssee als Nachfolger von Ameis und Hentze heraus (das vierte Heft der Odyssee war 1911, das erste der Ilias 1913 erschienen). Da diese

Ausgabe für Schüler und vor allem für Philologen bestimmt war, freute es ihn, für den Insel-Verlag einen Homertext herzustellen, der gebildeten Lesern ohne Fachwissen dienen sollte. Beide Epen waren in einem handlichen Bande vereinigt. Das Register und das kurze Nachwort waren mit Rücksicht auf ausländische Benutzer lateinisch geschrieben. Das Namensverzeichnis, das er auf Anregung von Ernst Walbe zufügte, erstrebte keine Vollständigkeit, sondern verzeichnete Stellen, an denen sich erquicken konnte, wer bei Homer Befreiung von der Last des Tages suchte. Freilich war wie immer „die Hälfte mehr als das Ganze“; bei der Ausarbeitung des Index bewies Walbe die hingebende, verstehende Freundschaft, die er dann während der letzten schweren Monate bewährte.

Diese Ausgabe, in der die sprachwissenschaftliche Reinigung des Textes und eine dem homerischen Satzbau angemessene Interpunktion strenger durchgeführt wurden als in der Schulausgabe, ist die letzte Arbeit, die Cauer vollendet hat. An der dritten Auflage der Grundfragen hat er bis zu seinem Tode gearbeitet. Die erste, die beiden ersten Bücher umfassende Hälfte erschien zu Pfingsten 1921. Sie enthielt neu einen Abschnitt über den Hexameter und einen über Umbildungen und Neubildungen der Sage. Auch andere Abschnitte waren erweitert. Trotzdem übertraf der Umfang die entsprechenden Teile der vorigen Auflage nur wenig, da dafür anderes gestrichen oder gekürzt war. Bei sorgfältiger Verwertung der inzwischen von anderen geleisteten Arbeit verfocht Cauer vor allem in zwei Hauptfragen seine frühere Ansicht: nach wie vor sah er mit Dörpfeld in Leukas die Heimat des Odysseus; und mit zum Teil neuen und schwerwiegenden Gründen verteidigte er die Ansicht, daß die homerischen Epen zuerst in Athen niedergeschrieben sind.

Der zweite Teil sollte außer dem Buch über den Dichter und seine Kunst eine umfassende Untersuchung über die Komposition beider Epen bringen, also mit ausführlicherer Begründung und reiferem Urteil ersetzen, was in der ersten Auflage versucht worden und dann in der zweiten weggeblieben war. In der Vorrede sprach er die Hoffnung aus, wenn kein unerwartetes Hindernis dazwischen träte, den zweiten Teil vor Ostern 1922 abzuschließen. Wohl schon damals fürchtete er, daß der Tod dies Hindernis werden könnte. Seit Monaten merkte er, daß sein Herz nicht mehr so leistungsfähig war wie früher. Mit gewohnter Willenskraft zwang er sich zu Anstrengungen, denen sein Körper nicht mehr gewachsen war, und beschleunigte dadurch das Ende. Bald nach Pfingsten

wurde er von einer akuten Herzschwäche befallen, die ihn für mehrere Wochen an das Bett fesselte. Sobald er notdürftig hergestellt war, nahm er seine Vorlesungen auf; doch mußte er sich bald entschließen, sie für den Sommer ganz abzubrechen. In Bad Meinberg suchte er Heilung; während der Kur machte er sich Aufzeichnungen für ein Kolloquium über politische Bildung, das er im Winter zu halten dachte. Aber nach anfänglicher Besserung trat ein schwerer Rückfall ein. Seit der Heimkehr nach Münster hat Cauer seine Wohnung kaum noch verlassen. Möglichst in liegender Haltung arbeitete er für sein Homerbuch. Eine Beruhigung war es ihm, als ihn im Herbst Bruhn besuchte und ihm versprach, sein Lebenswerk, wenn er selbst vorzeitig abberufen würde, zu Ende zu führen. Seitdem arbeitete er nicht mehr die einzelnen Abschnitte aus, sondern stellte das Material für den Freund zusammen. Erhellt und erwärmt wurden die Leidenstage durch die Fürsorge und Mitarbeit seiner Tochter Annemarie, die ihm allein von den Seinen geblieben war, seiner Kordelia, wie sie eine besuchende Freundin nannte.

Vorübergehend traten wohl leichte Erholungen ein; auf die Dauer aber verschlimmerte sich der Zustand unverkennbar. Eine wehmütige Freude war es, daß ihm noch der Charakter als Major verliehen wurde (das eiserne Kreuz erster Klasse hatte er schon früher erhalten). „Rechtzeitig für die Todesanzeige“ sagte er selbst. Am 21. November erlitt Paul Cauer einen Schlaganfall, dem am 26. ein friedliches Lebensende folgte.

„Gegensätzliches zugleich leisten, das scheinbar und verstandesmäßig Unvereinbare doch durch die Tat zur Verschmelzung bringen: das ist überall das Höchste, was Menschen gelingen kann.“ So schrieb Cauer wenige Jahre vor seinem Tode. Da darf man wohl fragen, ob in seinem eigenen Wesen und Tun eine solche Verschmelzung von Gegensätzen hervortritt. Unrichtig wäre es, darauf hinzuweisen, daß er nach außen zunächst hart und schroff erscheinen konnte, innerlich weich und zartfühlend war; denn damit ist nur gesagt, daß er ein Mann war. Ihm eigentümlich dagegen und entscheidend für seine wissenschaftlichen und pädagogischen Leistungen wie auch für sein Verhalten im alltäglichen Leben ist die Verbindung von Pietät und Kritik. Daß derselbe Mensch in der einen Richtung pietätvoll ist ohne Kritik, in anderer kritisch ohne Pietät, ist ja nicht selten; er aber stand wie Lessing, der früh zu seinen Lieblingsschriftstellern gehörte, dem Großen gegenüber: voll Bewunderung zweifelnd, im Zweifel bewundernd. Das Leben hatte ihn früh veranlaßt, sich in Urteilen und Entschlüssen von Menschen un-

abhängig zu machen, denen er mit inniger Verehrung gegenüberstand, und gegen andere, gegen die er zur Kritik gestimmt war, eine Pflicht der Pietät anzuerkennen. Aber er wäre dieser Führung nicht so willig gefolgt, und sie hätte sein Wesen nicht so nachhaltig bestimmt, wenn er nicht von vornherein dazu angelegt gewesen wäre.

Mit dieser Doppelanlage hing eine andere zusammen: er verband Verständnis für die Werte der Vergangenheit mit Sinn für die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft. Auf der Reichsschulkonferenz sagte einer seiner jugendlichen Gegner von ihm: „Wie fortschrittlich war Cauer doch früher! Wenn ich einmal über sechzig Jahre alt bin, werde ich auch reaktionär.“ Wer so sprach, hatte ihn weder damals noch früher verstanden; in dem Sinne, in dem Cauer damals reaktionär war, war er es immer gewesen, und in dem, in dem er früher fortschrittlich gewesen war, war er es noch damals. Er wußte genau, daß man Überlebtes nicht künstlich erhalten oder wiederherstellen kann; aber er fragte sich, wodurch große Zeiten der Vergangenheit ihren Aufgaben gerecht geworden waren, um danach zu beurteilen, was man heute und morgen erstreben müsse, um die Forderungen des Tages zu erfüllen; als Forderung des Tages erschien ihm freilich nicht, was man überall hörte und gern hörte, sondern oft gerade, was man selten hörte und noch seltener zu hören wünschte.

Wer so auf alte Werte schaute und nach neuen Werten strebte, mußte die Unvollkommenheiten der Gegenwart stark und bitter empfinden. Gegenüber anderen, die mit der Welt, wie sie nun einmal ist, leicht zufrieden sind und sich bei bedrohlichen Anzeichen damit beruhigen, es werde ja nicht so schlimm kommen, erschien er als Pessimist; aber dieser Pessimismus gegenüber dem Wirklichen wurzelte in einem starken Optimismus gegenüber dem Möglichen. Weil er an eigenem und fremdem Schicksal schmerzlich fühlte, wie ungerecht, oft grausam das Leben ist, hatte er sich früh von dem Glauben an einen persönlichen Gott losgesagt. Aber unerschütterlich war sein Glaube an die göttliche Kraft in ernsten und starken Menschen. „Es muß gelingen,“ so sagte er zu sich selbst, wenn er vor einer besonders schweren Aufgabe stand; damit richtete er Freunde auf, wenn sie verzagen wollten; das rief er seinen Berufsgenossen und Mitbürgern zu, wenn er ihnen Ziele zeigte, die unerreichbar schienen; und wenn wir uns fragen, was wir uns aus seinem Wesen aneignen können, um in dieser erdrückend schweren Zeit aufrecht zu bleiben, so bietet sich uns vor allem der mutige Entschluß: Es muß gelingen.

Richard Foerster.

Geb. 2. März 1843, gest. 7. August 1922.

Von

Eberhard Richtsteig in Breslau.

Die Nachkriegsjahre haben der klassischen Altertumswissenschaft eine Reihe schwerer Verluste gebracht durch den Tod ausgezeichneter Forscher, z. B. C. Robert, H. Blümner, O. Seeck, H. Diels, A. Gercke. Zu ihnen gehört auch Richard Foerster, dessen Name weit über die Grenzen Deutschlands hinaus größte Achtung genießt.

Paul Richard Foerster wurde am 2. März 1843 zu Görlitz, der gerade damals mächtig emporblühenden Hauptstadt der Lausitz, geboren. Im frohen Kreis mehrerer Geschwister verlebte er die Jugendjahre in dem väterlichen Grundstück am Obermarkt (Nr. 18), wo sich zugleich des Vaters Wagenbauanstalt befand, und später am nahen Klosterplatz. Die altertümlichen Bauwerke der Stadt mögen schon des Knaben Schönheitssinn angeregt haben. Nach dreijährigem Besuch der Bürgerschule brachte ihn sein Vater 1852 auf das am selben Platz gelegene, nach dem Umbau gerade neu eingeweihte Gymnasium Augustum, das, dem 16. Jahrhundert entstammend, von Karl Gottlieb Anton in fünfzigjährigem Rektorat zu hoher Blüte gebracht worden war. Als Anton 1853 als Fünfundsiebzigjähriger von der Leitung zurücktrat, folgte ihm J. K. G. Schütt. In ihm, Struve, Höfig, Adrian lernte Foerster begeisterte Vertreter des Humanismus kennen, von denen er manche Anekdote bis ins Alter im Gedächtnis bewahrt hat. Adrian wird anderwärts geschildert als „begeisterter Philologe, bei dem die Lektüre der alten Dichter ein Hochgenuß war und der uns auch sonst oft durch sein impulsives Wesen fortzureißen vermochte“ (G. Meyer, Meine Erinnerungen an das Glogauer Ev. Gymnasium, 1908). Ciceros Laelius wurde fast ganz auswendig gelernt. „Es war eine schöne Zeit für alle, die damals das Görlitzer Gymnasium besuchten“ bekennt F. zurückblickend (Schles. Ztg. 1921, 9. Dez.). Foersters rednerische Begabung trat schon auf der Schule hervor, und nachdem er unter Befreiung von der mündlichen Prüfung im Februar 1861 das Reife-

Anmerkung. Von Würdigungen Foersters sind mir bekannt geworden diejenigen von A. Gercke (Schles. Ztg. 1916, 28. Juni) und W. Kroll (ebd. 1922, 12. November) sowie (handschriftlich) der Nekrolog von R. Jecht vor der Oberlaus. Gesellsch. d. Wissenschaften in Görlitz.

zeugnis erworben hatte, behandelte seine Abschiedsrede das bei solchen Gelegenheiten beliebte Thema: „Hat der Deutsche Ursache, auf seinen Namen stolz zu sein?“ Noch schwankte er zwischen Theologie und Philologie. Das Sommersemester 1861 verbrachte er in Jena, wo er bei Hilgenfeld ein theologisches Kolleg hörte, Geschichte bei Erdmannsdörfer, Philosophie bei Kuno Fischer, Archäologie bei Klopffleisch, Sprachwissenschaft bei Schleicher. In die Philologie führten ihn ein Göttling, Nipperdey und der aus Breslau stammende Moritz Schmidt, der dem jungen Landsmann auch sein Haus öffnete. Foerster „wußte, daß, wer etwas Bedeutendes leisten will, schon auf der Universität einen breiten Grund seiner Studien legen muß“ — diese seine Worte über K. O. Müller gelten auch von ihm selbst. Mit dem Wintersemester 1861/2 kehrte er nach Schlesien zurück und blieb der Universität Breslau, die soeben am 3. August 1861 ihr fünfzigjähriges Bestehen gefeiert hatte, mit 15jähriger Unterbrechung bis an sein Lebensende treu. „Sie ist mir in Wahrheit eine alma mater geworden“, bekennt er dankbar als ihr Rektor 1897. Auch in Breslau hörte er neben den philologischen mannigfache andere Kollegs, arbeitete sich unter Stenzler ins Sanskrit ein; allmählich traten die theologischen und hebräischen Studien zurück. Die Zahl der Studierenden der klassischen Philologie in Breslau überstieg damals und bis in die 70er Jahre hinein die aller anderen Universitäten. „Namen wie die von K. Dziatzko, G. Dzialas, K. Dilthey, H. Gleditsch und J. Oberdick, die später sich selbst in der Philologie als hervorragende Mitarbeiter betätigen sollten, finden sich in den Zuhörerlisten“ (O. Rossbach, Aug. Rossbach, eine Erinnerung an sein Leben und Wirken, 1901, 47). Über den Stand der Philologie berichtet Foerster im Abschnitt „Klassische Altertumswissenschaft“ der „Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau“ 1911, 391 ff. Eine lebenswarme Schilderung entwirft nach Blümners Tagebuchnotizen O. Waser im Nekrolog auf ihn (Biogr. Jahrb. 1921, S. 3 ff.). Neben Friedrich Haase, der der Philologie in Breslau den Stempel seines Geistes aufdrückte, standen die Dioskuren Aug. Rossbach, Archäologie und Philologie verbindend, und Rud. Westphal, der, „ein zündender Redner“, in seinen Vorlesungen nach Foersters eigner Angabe eine geradezu bezaubernde Wirkung übte. An des letzteren Stelle trat schon Ostern 1862 Martin Hertz. Seine „mit größter Sorgfalt ausgearbeiteten Vorlesungen waren durch Fülle des Stoffs, Durchsichtigkeit der Anordnung und Klarheit der Gedanken ausgezeichnet, nicht

selten auch durch geistsprühende Bemerkungen gewürzt". Als Mensch „war er ein Herz". Neben den drei Ordinarien stand als Extraordinarius Jakob Bernays. Als dieser im Januar 1866 zum Oberbibliothekar und Extraordinarius in Bonn ernannt ward, war es Foerster, der, damals Senior des Seminars, in einer lateinischen Adresse ihm Glückwünsche und Dank der Studierenden aussprach. Als Privatdozent wirkte Ed. Lübbert, dessen „herzgewinnender Freundlichkeit" er in dem ihm gewidmeten Nekrolog gedenkt. Foerster war in gleicher Weise Haases wie Rossbachs Schüler. Ersterem brachte er 1863 und 1865 zwei kleinere grammatische Untersuchungen als Festgaben zum 25jährigen Doktor- und Professorjubiläum in den Miscellaneorum philologorum libelli dar. Auf vierjährige Beobachtungen gründete sich seine Dissertation De attractionis in Graeca lingua usu quaest. part. I.: De attractionis usu Aeschyleo, mit der er am 28. Juni 1866 promovierte. A. Winter, ein älterer Görlitzer Mitschüler, und C. Mayhoff, der vor einigen Jahren verstorbene, mit ihm innig befreundete Pliniusforscher, waren Opponenten. Schon Ostern 1866 war ihm auf Verwendung Karl Schönborns, des Direktors des Magdalenengymnasiums in Breslau, vom Magistrat die Verwaltung einer vakanten Stelle übertragen worden; damit war Foerster in ein Kollegium pädagogisch wie wissenschaftlich reger Männer eingetreten: neben Schönborn selbst z. B. Ferd. Meister, Palm, Peiper, Dzialas, Winter, seit Michaelis 1867 auch Blümner.

Im November 1866 bestand er, unter seinen Kommilitonen anerkannt als „ein riesig gelehrtes Haus", die Staatsprüfung und erhielt als Auszeichnung die „unbedingte" Fakultas, d. h. die Lehrbefähigung für alle Fächer und Klassen. Schon Michaelis des folgenden Jahres wurde der Vierundzwanzigjährige ordentlicher Lehrer am Magdaleneum; in dieser Stellung blieb er bis Ostern 1873. Sein Unterricht war frisch und anregend, wie einer seiner einstigen Sekundaner mir versichert hat; in der Hauptsache freilich war seine Lehrtätigkeit auf die Unterklassen beschränkt. Doch gewann er dadurch Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit. Noch am 8. Dezember 1866 wurde er in der archäologischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zum Stellvertreter des Sekretärs, Rossbachs, gewählt, und als diese sich mit dem 1862 von Rossbach begründeten Verein für Geschichte der bildenden Künste zum 1. Winckelmannsfest zusammenschloß, ließ der junge Forscher als Programm dazu seine erste archäologische Untersuchung „Die Hochzeit des Zeus und der Hera" erscheinen, angeregt durch ein

Relief der 1860 ins Breslauer Altertumsmuseum gekommenen Schaubertschen Sammlung. Ergänzungen zu dieser Abhandlung „Über die ältesten Herabilder" brachte er im Gymnasialprogramm 1868. Am 23. Oktober desselben Jahres habilitierte er sich auf Grund seiner Quaestiones de attractione enuntiationum relativarum qualis cum in aliis tum in Graeca lingua potissimumque apud Graecos poetas fuerit, einer Schrift, die von der Kritik recht günstig aufgenommen wurde (vgl. z. B. Holzman, Ztschr. f. Völkerpsych. u. Sprachwissensch. 7, 88 ff.) für Archäologie und Philologie; die Antrittsvorlesung handelte „De studiis Batavorum philologicis". Drei Kollegen vom Magdaleneum, Winter, Blümner und W. Wegehaupt, der als Direktor des Johanneums in Hamburg vor einigen Jahren ein tragisches Ende fand, waren diesmal seine Opponenten. Unmittelbar danach reiste er als Stipendiat des Archäol. Instituts nach dem Süden. Schönborn erwirkte ihm zweijährigen Urlaub bis Ostern 1871, während ein halbjähriger im Winter 1872/3 ihm Muße zur Fixierung der Ergebnisse seiner Reise gab. Die längste Zeit dieser ersten Forschungsreise brachte er in Rom zu, philologischen wie archäologischen Studien hingegeben. Er kollationierte besonders die griechischen und lateinischen Texte der Physiognomiker, auf deren Edition ihn Rossbach hingewiesen hatte, in der Vaticana, und als er 1869 mit R. Hercher zusammentraf, wies ihn dieser auf die noch viel umfassendere Aufgabe hin, eine vollständige kritische Ausgabe des Libanios zu schaffen. In einigen, im Stadtarchiv Breslau aufbewahrten Briefen an Ferd. Meister, mit dem er wegen einer Dareshandschrift korrespondiert, klagt er, wie sehr seine Zeit durch die Arbeiten in der Vaticana in Anspruch genommen sei. Von Rom aus suchte er zu gleich intensiven Studien Florenz, Venedig, Modena und Mailand, dann aber auch Pompeji und Neapel auf. Daneben pflegte er geselligen Verkehr: Gregorovius war mit ihm befreundet, Helbig, Henzen u. a. Archäologen standen ihm nahe, ebenso eine Anzahl deutscher Künstler: aus dem ersten römischen Aufenthalt datiert seine Bekanntschaft mit A. Blaschnik, dessen Zeichnungen er später für das Schlesische Museum der bildenden Künste gewinnen konnte. Den Winter 1869/70 verbrachte auch Rossbach in Rom. Nur etwa zwei Monate brachte Foerster damals auf griechischem Boden zu. Nach seiner Rückkehr führte er seine Verlobte, Angelika Lübbert, als Gattin heim und gründete sich ein emsiger wissenschaftlicher Arbeit und froher Geselligkeit gewidmetes trautes Heim; den Dienst am Gymnasium nahm er auf; noch im Winter 1870/1 las er sein erstes Kolleg „Über die Alter-

tümer von Pompeji"; es folgten solche über Apulejus' Amor und Psyche, Pindar, griechische und italische Dialekte, römische Privataltertümer, Theokrit, Geschichte der philologisch-historischen Studien von Petrarca bis auf die Gegenwart, das Gerichtswesen der Athener, Lucrez, Catull, etruskische, römische und pompejanische Wandgemälde, Topographie von Athen, Rom, die Kunst bei den Römern, Museographie. Dazu traten Seminarübungen über die philostratischen Bilder, Plinius' nat. hist. u. ä. Zeigen diese Themen z. T. den Einfluß der Italienreise, so noch deutlicher die zahlreichen Aufsätze im Arch. Anzeiger, den Annali und dem Bulletino jener Jahre.

Um sich ungehinderter der Wissenschaft widmen zu können, schied er mit Ablauf des halbjährigen Urlaubs Ostern 1873 aus dem Collegium des Magdalenengymnasiums aus. „Die Anstalt verliert in ihm", schreibt Schönborns Nachfolger Otto Heine im Programm 1872/3 „einen ebenso pädagogisch und wissenschaftlich tüchtigen als pflichttreuen Lehrer. Möge er die Anerkennung und Liebe, die ihm in seiner Stellung als Gymnasiallehrer von Vorgesetzten und Schülern in so reichem Maße zuteil geworden ist, in gleicher Weise in seiner neuen Tätigkeit finden." Am 21. Oktober 1873 wurde er Extraordinarius in Breslau. Nur noch zwei Jahre konnte er neben Rossbach, Reifferscheidt, der an Haases Stelle († 16. August 1867) getreten war, Hertz, Blümner, der sich 1870 gleichfalls für Archäologie und Philologie habilitiert hatte, wirken. Am 1. Oktober 1875 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor nach Rostock, während Blümner im selben Jahre nach Königsberg berufen wurde. Hier hat er bis 1881 neben dem betagten Fr. Volkm. Fritzsche, dem Lukianforscher und Professor der Eloquenz, gewirkt. 1880 reiste er mit Unterstützung der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften nach Spanien, Frankreich und England. In Madrid kollationierte bzw. schrieb er ab die für Chorikios maßgebende Handschrift; in Paris, London und Oxford arbeitete er in Museen und Bibliotheken. Der Ertrag der Reise kam hauptsächlich den Libaniosforschungen zugute, wie er 1885 in seinen „Mitteilungen über Handschriften des Lib." nunmehr alle Handschriften dieses Autors zu kennen glaubt. Inzwischen hatte er Ostern 1881, einem ehrenden Rufe zum Professor der klassischen Philologie und der Eloquenz folgend, seinen Wirkungskreis an die größere Nachbaruniversität Kiel verlegt. Neben dem damals trotz seiner 80 Jahre die Lehrtätigkeit noch ausübenden Archäologen P. W. Forchhammer und Fr. Blass als Gräzisten hat hier Foerster — ein Beweis seines umfassenden

Wissens — hauptsächlich die lateinische Philologie (Literaturgeschichte, Grammatik, Rechts- und Privataltertümer) vertreten; Fried. Leo, dem Extraordinarius, der 1883/4 nach Rostock ging, folgte Ivo Bruns. 1886/7 bekleidete Foerster das Rektorat, grade in dem Jahre, als die Zahl der Studierenden in Kiel 1000 überschritt. Am 19. Dezember 1889 wurde er mit Wirkung vom 1. April 1890 in die philosophische Fakultät der Universität Breslau versetzt an die durch W. Studemunds frühen Tod frei gewordene Stelle. So war es ihm zwar nicht vergönnt, neben diesem wirken zu dürfen, was er so gern getan hätte, aber sein Hauptwunsch auf Rückkehr an seine Heimatsuniversität war erfüllt. Als Archäologe, Philologe und Professor der Eloquenz hat er von der Mittaghöhe seines Lebens ab 30 Jahre in Frische des Geistes und Gesundheit des Körpers ihr dienen können. Als Rossbach vom Lehramt zurücktrat, rückte er 1899 in dessen Stelle als Direktor des archäologischen Museums ein; freilich sein Bemühen, der Antikensammlung in einem zeitgemäßen Neubau ein Heim zu schaffen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Im Verein mit Fr. Marx, Franz Skutsch, dessen allzufrüher Tod ihn tief ergriffen hat, Ed. Norden, P. Wendland, die bald an andere Universitäten berufen wurden, K. Zacher, C. F. W. Müller, W. Volkmann, L. Cohn, R. Wünsch, F. Jacoby, im letzten Jahrzehnt mit A. Gercke, der ihm ein halbes Jahr im Tode voranging, W. Kroll, der Nachfolger von Skutsch ward, K. Ziegler, Ed. Scheer, hat er den Rückgang der philologischen Studien in den 90er Jahren, aber auch die folgende Periode der Überfüllung mit erlebt. Eine kleinere Forschungsreise führte ihn 1893 nochmals nach England, und 1896 ging sein Wunsch, die Heimat des Libanios, Antiochia am Orontes, kennen zu lernen, in Erfüllung. Durch die Liberalität der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und des Kultusministeriums wurde ihm die Orientreise ermöglicht. Nach längerem Aufenthalt in Italien war er vom 18.—29. März in Antakieh. Die Reise führte ihn weiter bis Jerusalem, wo er einen Libaniuskodex, auf den ihn sein Freund Papadopulos Kerameus aufmerksam gemacht hatte, der Untersuchung unterzog. In den Verhandlungen der 44. Vers. dtsch. Philologen und Schulmänner vom 30. September 1897 trug er die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Antiochia vor, und am 15. Oktober desselben Jahres benutzte er die festliche Gelegenheit seines Rektoratsantritts zu einem Preis dessen, dessen Persönlichkeit und Verdienste ihm diese Reise in neues Licht gestellt hatten, Karl Otfried Müllers. Das Jahr 1897/8 bot ihm reiche

Gelegenheit, „die ganze gewinnende Liebenswürdigkeit seines Wesens zu entfalten“ (A. Gercke, Schles. Ztg. 1913, 2. 3.). 1903 sah er zum zweiten Male Griechenland wieder. An eine Wanderung durch den Peloponnes, wo die drückende Armut der *βαλανηφάγοι Ἀρκάδες* auf ihn tiefen Eindruck machte, schloß sich eine Inselfahrt unter Dörpfelds sachkundiger Führung. Inzwischen hatte er den Plan einer Restauration des selten schönen Universitätsgebäudes, den er in seinem Rektoratsjahr ins Auge gefaßt, mit der ihm eigenen eisernen Geduld durchzusetzen gewußt, und als am 9. September 1906 Kaiser Wilhelm II. in Breslau weilte, war Foerster der gegebene Mann, dem hohen Gaste die reichen Schönheiten des Jesuitenbaus und seiner beiden Festräume, die in Deutschland kaum ihresgleichen haben, vorzuführen. Während der Jahre des Weltkriegs hat er, als Gercke und Ziegler im Felde standen, allein von Kroll unterstützt, außer den laufenden 7—8 Kolleg- und 4 Seminarstunden, noch 3—4 Stunden Einführungskurse für Juristen wöchentlich gehalten. Daneben war er unermüdlich im Dienste der Fakultät: „seine genaue Kenntnis der Praxis und der Behandlung analoger Fälle bis in die formalen Einzelheiten hinein machen ihn zum geborenen Ratgeber innerhalb der Selbstverwaltung der Universität“ (A. Gercke). Das Vertrauen auf seine Frische führte dazu, daß die Kollegen seiner Fakultät dem Vierundsiebzigjährigen 1917 das Dekanat übertrugen, eine Ehrung, die ihn innig erfreut hat. Im Jahr zuvor hatte die Feier des 50jährigen Doktorjubiläums gezeigt, welcher Beliebtheit sich der Nestor der Universität Breslau nicht nur in den Kreisen der Kollegen und Studenten, sondern in den weitesten Kreisen der Bevölkerung erfreute. Am 1. April 1920 ließ er sich aus Rücksicht auf seine durch ein Leiden, das inzwischen sich eingestellt und eine Operation nötig gemacht hatte, angegriffene Gesundheit vom akademischen Lehramt entbinden. Von dem Rechte, auch als Emeritus noch Vorlesungen zu halten, hat er wiederholt Gebrauch gemacht, und noch im letzten Sommer seines Lebens hatte er die Freude, sein Kolleg über Amor und Psyche, wenn auch vor einem kleinen Hörerkreise, zu lesen.

Was Foerster als Forscher und Schriftsteller, Lehrer und Redner geleistet hat, läßt sich von einem Einzigen erschöpfend nicht würdigen; ein vollständiges Verzeichnis seiner Aufsätze zu geben, stößt auf erhebliche Schwierigkeiten, da sie in den verchiedensten Zeitschriften und Zeitungen verstreut sind.

Seine Forschertätigkeit erstreckte sich nicht allein auf den an sich schon weiten Kreis der Altertumswissenschaft: auch auf den Gebieten der Kunst- und der Heimatgeschichte ist er mit zahl-

reichen Veröffentlichungen hervorgetreten. Nachdem die beiden ersten Aufsätze (De coniunctionis πρίν usu Homerico et Hesiodeo; De usu particulae πρίν qualis apud Ionicos scriptores fuerit) dem Studenten Gelegenheit gegeben hatten, Sammelfleiß, peinliche Genauigkeit und Vertiefung bis ins Kleinste als ihm charakteristische Eigenschaften zu zeigen, bemühte er sich in Dissertation und Habilitationsschrift, der grammatischen Erscheinung der Attraktion vom sprachpsychologischen Standpunkt aus gerecht zu werden. Doch das Gebiet der Grammatik hat ihn nicht dauernd gefesselt; der aufblühenden modernen Sprachwissenschaft stand er — ähnlich wie der vergleichenden Religionswissenschaft — sogar kühl gegenüber. Die Attraktion hat er allerdings auch im Lateinischen verfolgt in der Festschrift für C. F. W. Müller (1900) und hat gelegentlich Vorlesungen über griechische und lateinische Grammatik pflichtgemäß gehalten, dagegen von Anfang an bewußt sich der literarhistorischen Forschung zugewendet. Probleme der lateinischen Literatur, über die er längere Zeit Kollegs lesen mußte, behandelte er nur in seinem Aufsatz: „Gab es wirklich noch einen Naevius und Ennius im Mittelalter?“ Er hat ferner Ovid wegen seiner Beziehungen zur Kunst, Lucrez, besonders aber Catull, Apuleius, letzteren wegen des Märchens von Amor und Psyche, geschätzt. Sein Hauptinteresse galt jedoch der griechischen Literatur; er bevorzugte Gebiete, die abseits der großen Straße lagen, und liebte Themen, die in engem Zusammenhang mit Mythologie und Kunstgeschichte standen — ebenso wie sein Lehrer Rossbach. Gegenüber der älteren rein sprachlich-kritisch orientierten Philologie, aus der er den Blick für treffende Emendationen mitbrachte, vertrat er von Anfang an im Sinn der damals sich durchsetzenden Reformbewegung klassische Philologie als Altertumswissenschaft (Kroll a. a. O.). Als er aus Italien zurückkam, brachte er bereits wesentliches Material für die Herausgabe der Physiognomiker mit, eine Aufgabe, die ihn, wie kleinere Arbeiten, besonders zu Polemon und Adamantios, zeigen, in Rostock und Kiel beschäftigt hat, bis der nach Breslau Heimgekehrte 1893 Rossbach zum 70. Geburtstage die zwei Bände der Scriptores physiognomonici Graeci et Latini dedizieren konnte. Galt es hier, ein weitverstreutes Material nicht bloß griechischer, sondern auch lateinischer und arabischer Texte zu sammeln und zu sichten, so war doch unvergleichlich umfangreicher das zweite Werk, das man als Foersters Lebenswerk bezeichnen darf, die Herausgabe des Libanios. Der enorme

literarische Nachlaß dieses Rhetors hatte seit den Tagen Joh. Christoph Wolfs und J. J. Reiskes fast unbeachtet gelegen und war nur unvollständig und in einer modernen Ansprüchen nicht genügenden Weise ediert. Aufspürung, Prüfung aller und Stemmatisierung der maßgebenden unter den rund 660 Handschriften führte Foerster mit eiserner Geduld und unermüdlichem Fleiß, dazu vom Finderglück begünstigt, in entsagungsvoller dreißigjähriger Arbeit durch, ehe er an die Drucklegung denken durfte. Ihren Ausgang nahmen seine Forschungen von der Briefsammlung des Antiocheners. In seinem Buch „Francesco Zambeccari und die Briefe des Libanios“ (1878) erwies er die nur lateinisch erhaltenen Briefe teils als Übersetzung echter, teils als Fälschung. Und mit den Briefen schloß die mehr als fünfzigjährige Beschäftigung Foersters mit Libanios: bei seinem Tode war der letzte Korrekturbogen des zweiten Briefbandes für druckfertig erklärt.

Die Aufsuchung der Handschriften brachte ihn mit allen Bibliotheken Europas, Kleinasiens, Palästinas, Ägyptens, wo immer sich Material vermuten ließ, in Verbindung. Jeder Spur unermüdlich nachgehend und gewöhnt, alles auf eine breite Basis zu stellen, erwarb er, gleichsam als Parergon, ein selten reiches Wissen über die Geschichte der großen Bibliotheken, Entstehung, Besitzer, Schicksale, ein Wissen, das er, gestützt auf ein glänzendes Gedächtnis, das ihn bis zuletzt nie im Stiche ließ, auch in Vorlesungen und Seminarübungen verwertete. Indem er der Geschichte der Libaniosstudien seit dem Altertum folgte, erwuchs ihm eine „Geschichte der klassisch-philologische Studien seit Petrarca“, die er, wenn auch selten, als Kolleg vortrug. Besonders fesselte ihn die Gestalt des letzten Editors der Reden, Deklamationen und Progymnasmata des Libanios, Reiskes, der, wie er bei Lebzeiten trotz aller Verdienste verkannt hatte beiseite stehen müssen, so bis in die Gegenwart nicht die gebührende Würdigung gefunden hatte. Ihm diese geschaffen zu haben, ist Foersters Werk. Eine Reihe von Aufsätzen hat er ihm und seiner Gattin gewidmet (z. B. die Artikel der Allg. deutschen Biographie), hat seinem Lebensgange nachgeforscht, in seiner Geburtsstadt Zörbig, von dem derzeitigen Bürgermeister tatkräftig unterstützt, das Haus wieder entdeckt, wo Reiske das Licht der Welt erblickt hatte; er wirkte dafür, daß eine Gedenktafel dort angebracht würde, und wenn das Notgeld jenes Städtchens vom J. 1917 Reiskes Kopf und als Beischrift die ihm von Foerster gewidmete Charakteristik zeigt, so hat er Reiske damit zu einer für einen Philologen gewiß einzig

dastehenden Ehrung verholfen. Bei seinen Reiskeforschungen hatte er das Glück, in einer Handschrift der Breslauer Universitätsbibliothek die als verschollen betrachteten „Anmerkungen Lessings zu den Äsopischen Fabeln“ (1894) zu finden, durch die die Lessingphilologie eine wertvolle Bereicherung erfuhr. Das wichtigste Material für Reiskes Leben, seine Briefe, machte er in einer in den Abhandlungen der Sächs. Akad. d. Wissensch. 1897 erschienenen musterhaften Ausgabe der Forschung zugänglich; 1917 erschien ein Supplement, und über dieses hinaus wurden Foerster weitere Briefe des Reiskeschen Ehepaares bekannt, die, durch neuere Funde erweitert, in einiger Zeit herausgegeben werden sollen. — Seine Libaniosstudien führten Foerster auch zu dem ersten Gräzisten seiner engeren Heimat, zum Bautzener, Glogauer und Breslauer Kanonikus und Pfarrer zu Jauernick bei Görlitz, Wigand von Salza (1460—1520), dessen Bedeutung von ihm gewürdigt wird als „von einem Schicksalsgenossen, der, gleich wie er ein Zögling der Görlitzer Schule und heimischer Universitäten, in Rom die hohe Schule durchgemacht hat, ein Lusato-Silesus geworden, seinen Wirkungskreis in der Hauptstadt der Provinz gefunden hat und dort auch seine letzte Ruhestätte zu finden hofft“ (Neues Laus. Magazin 87, 1911, 1).

An die Herausgabe des Libanios konnte sich nur ein Mann wagen, der neben völliger Beherrschung der klassischen Literatur Meister war auf dem großen Gebiet nachchristlicher Kultur- und Literaturgeschichte bis in die byzantinische Ära hinein. Ziehen sich doch tausend Fäden von Libanios zu seinen Vorbildern, besonders den Attikern und Aristeides, hinüber zu seinen Zeitgenossen, herab zu den Gazäern usw. Aus diesen vorbereitenden und die Edition begleitenden Studien erwuchsen neben einzelnen Aufsätzen über Themistios und Julian eine Kaisergeburtstagsrede „Kaiser und Galiläer“ (1903), eine Auslese aus seinem einen umfassenden Stoff meisternden Buch: „Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit“ (1905). Schon die Fassung des Buchtitels verrät das für Foersters Forschungsweise charakteristische Bestreben, das Nachwirken der Antike, ihrer Literatur und Kunst, bis zur Gegenwart aufzuzeigen. — Unter den Nachahmern des Libanios ragt Chorikios hervor, ein Rhetor aus dem Gaza des 6. Jahrh. n. Chr. Die unvollständige Ausgabe, die Boissonade 1842 besorgt hatte, ergänzte Foerster durch eine Reihe kleinerer Arbeiten seit 1882, in ihrer Gesamtheit eine Grundlage für die von ihm geplante und bereits am 9. November

1893 in den Teubnerschen Verlagsankündigungen angezeigte Ausgabe jenes Gazäers. Sie wird beruhen auf der allein vollständigen Handschrift in Madrid (N 101), die Foerster für die wenigen Reden, die Boissonade nach einer Abschrift von Miller, sowie der von Foerster hochgeschätzte Graux in der Revue de philol. N. S. 1877 aus ihr herausgegeben hatten, neu verglichen, in allen übrigen Teilen an Ort und Stelle abgeschrieben hat. Das Manuskript der Ausgabe liegt druckfertig vor. Zwei Abhandlungen aus dem Gebiet der byzantinischen Literatur hat er noch kurz vor seinem Tode abgeschlossen. Eine Zusammenfassung seiner Libaniosstudien auf knappstem Raum bringt sein Artikel „Libanios" in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, ein Ersatz für die Epilegomena, die er im ersten Band der Ausgabe ankündigte. Als dieser 1903 erschienen war, wurde er von allen Seiten als mustergültig anerkannt. In regelmäßiger Folge kamen, mit ebensolcher Konsequenz in Konstituierung des Textes und Anlage des kritischen Apparats, mit reichen Beigaben sprachlicher und sachlicher Parallelen, die weiteren Bände. Der Weltkrieg erheischte nach dem Erscheinen des 8. Bandes Einstellung der Drucklegung. Erst Weihnachten 1918 konnte der Druck von Bd. 10 beginnen, der, seiner Gattin zur Erinnerung an das Fest der goldenen Hochzeit gewidmet, 1921 erschien. Rascher ging der Druck des folgenden Bandes von statten. Aber es ist Foerster nicht beschieden gewesen, den Libanios, in dem er so ganz lebte, vollständig gedruckt zu sehen. In höchstem Grade wünschenswert ist es, daß Bd. 9 mit der von enormem Wissen und Können zeugenden, umfassenden Geschichte der Libanioshandschriften, -ausgaben und -studien, den Prolegomena, erscheinen kann.

Neben dieser reichen philologischen Produktion geht eine noch vielseitigere und fruchtbarere Tätigkeit auf dem Felde der Archäologie und Kunstgeschichte einher: Foerster besaß die seltene Gabe, Probleme verschiedener Art nebeneinander behandeln zu können (W. Kroll). Charakteristisch für die Stoffe, die er wählte, war Vereinigung archäologischer Darstellung mit Würdigung antiker Tradition. Zu schärfster Interpretation des Ausdrucks eines Kunstwerks durch seine physiognomischen Studien geschult, weiß er dem Schöpfer eines Kunstwerks nachzuempfinden und was jener hat ausdrücken wollen, Hörern oder Lesern geistig nahezubringen. Nachdem 1867 ein Original der Schaubertschen Sammlung Anstoß zu seiner archäologischen Erstlingsarbeit gegeben hatte, bot seinem der Erkenntnis des

Schönen zugewandten Geiste fruchtbarste Anregungen die erste Reise nach dem Süden. Nicht nur die Schätze der großen Museen ließ er auf sich wirken, sondern alles, was die klassischen Stätten selbst zu bieten hatten. Auf italischem Boden erkannte er auf Schritt und Tritt auch das gewaltige Nachwirken antiker Kunst in den Werken der Renaissance. In Rom erwuchs ihm der Plan seiner „Farnesina-Studien“ (1880), der reifsten Frucht seiner Reise, die als „treffliche Untersuchungen über die Baugeschichte der herrlichen Villa und über die Entstehung und den Gedankengang der einzelnen Fresken“ von Rossbachs Freunde, dem Dresdener Hettner (DLZ 1880, 307), begrüßt wurden. Auch für die Darstellungen von „Raub und Rückkehr der Persephone“ hatte er in Italien Material gesammelt. So konnte er in seinem, nach einer Vorstudie in den Annali dell' Instituto 1873, im folgenden Jahre erschienenen Buch, dem in der Untersuchung „Über den Sarkophag von Wiltonhouse“ (1875) und dem zugleich durch Darstellung von Foersters prinzipiellem Standpunkt zum Problem beachtenswerten Aufsatz „Über Mythenforschung“ (1876) Ergänzungen und — nach der zweiten Reise — 1884 ein Nachtrag folgten, auf reichem Wissen fußend, an die mythengeschichtliche, literarische und kunstgeschichtliche Wertung des Stoffes herangehen. 1883 erschienen Studien über „Alkamenes und die Giebelkompositionen des Zeustempels in Olympia“, „Die kunstgeschichtlichen Angaben des Joh. Tzetzes und des Suidas“ und „Kunstgeschichtliche Kleinigkeiten“, von denen die erste schon im Titel die literarische Tradition betont. Noch einmal hat Foerster an Ort und Stelle archäologische Untersuchungen vorgenommen, als er 1896 auf seiner Orientreise in Antakieh, der Stätte der hellenistischen Weltstadt Antiochia, weilte. Im folgenden Jahr schrieb er auf Grund des Augenscheins — Reste der antiken Orontesregulierung, Vorläufer moderner Talsperren, machten nachhaltigen Eindruck auf ihn — und der Inschriften wertvolle Beobachtungen über Antiochia nieder, die ohne Autopsie gemachten, auf scharfsinniger Kombination antiker Nachrichten mit Beschreibungen und Terrainskizzen neuerer Reisender beruhenden Angaben seines K. O. Müller (Antiquitates Antiochenae) berichtigend und ergänzend, und ferner als „einen Bericht über das, was ich auf meiner letzten Reise gesehen habe“, Untersuchungen über die Kunstwerke Antiochias, die — damals bereits in Konstantinopel befindliche und dort von ihm besichtigte — Ringergruppe, eine Rednerstatue der späten Kaiserzeit, drei Sarkophage und Skulpturen aus Privatbesitz.

Die im Anschluß daran entstandene Kontroverse: „Lotosblatt oder Feder ein Kopfschmuck des Hermes?“ führte ihn über die *δεύτεραι φροντίδες* im Arch. Jahrb. 1901 zur Untersuchung einer aus Cypern stammenden Doppelherme (1904) und einer Bronzestatuette des Hermes Diskobolos aus der Sieglinschen Sammlung in Stuttgart (1914).

Als zu Anfang des Weltkriegs die griechische Göttin für das Berliner Museum gerettet wurde, trug Foerster die Ergebnisse seiner Untersuchung am Original zur Feier des 200. Geburtstags Winckelmanns vor: Er erkennt in ihr „Archaismus im Stadium der höchsten Reife“, setzt sie um 480 v. Chr. an und möchte in der so geheimnisvoll Lächelnden eine Demeter sehen, etwa die von Phlius, von der Pausanias berichtet. In den stürmischen Jahren des Kriegs zog ihn die Gestalt Eirenes besonders an. Die Darstellungen der Friedensgötttin durch die ganze Kunstgeschichte verfolgt ein im Druck befindlicher Aufsatz. Die Winkelmannsfestrede von 1919 gab den Hörern Einblick in dieses sein Arbeitsfeld.

Schon lange zuvor hatte ihn das Laokoonproblem zu eingehenden archäologischen und philologischen Studien angeregt. Drei Vorträge auf der 40. Görlitzer Philologenversammlung 1890: „Die Entstehungszeit des L.“, „Denkmäler, welche sich auf L. beziehen oder bezogen worden sind“, „Philologische Parerga zum L.“, seine Aufsätze über „L.-Denkmäler und -Inschriften“ (1891), „Noch zwei L.-Denkmäler“ (1894) — zugleich ein Ertrag der Englandreise —, „L. im Mittelalter und in der Renaissance“ (1906), welch letzterer die tiefgehende Wirkung der 1506 aufgefundenen Gruppe bis El Greco dartut, sind Zeugen dafür. In den zusammenfassenden Behandlungen des Problems in „Laokoon“ (1906) und „Die Laokoongruppe (H. Blümner zum 14. August 1914 dargebracht)“ führten, auch hinsichtlich der Entstehungszeit, zu Ergebnissen, die heut allgemein angenommen sind.

Noch seit der Zeit, da Foerster neben Blümner in Breslau wirkte, hatte er dem älteren Philostrat und Lukian sein Interesse zugewandt. In der viel erörterten Frage, ob den *εἰκόνες* Philostrats wirkliche Gemälde zugrunde liegen, war er zu der Lösung gekommen, daß die von Ph. wirklich geschauten Gemälde in rhetorisch ausgeschmückter Weise geschildert seien, und zwar dadurch, das er jeder Spur eines Kunstwerks, das von jenen Ekphraseis angeregt oder beeinflußt sein könnte, nachging. So beschäftigte er sich mit „Goethes Abhandlung über die Philostratischen Gemälde“ (1903), die Moritz v. Schwind auf Phil. hingewiesen hatte,

vor allem aber mit dessen eigenen Darstellungen in der Karlsruher Kunsthalle. Davon legt ein Prachtwerk „Moritz v. Schwind und die philostratischen Gemälde“ (1903) beredt Zeugnis ab. Von dort rückwärtsschreitend hat er auch die von Phil. beeinflußten Werke der Renaissance aufgesucht. Sein Aufsatz „Phil.s Gemälde in der Renaissance“ (1904) zeigt, welche Eikones des Sophisten besonders starke Wirkung geübt haben, „Goya und Philostrat“ (1909) endlich, wie der Künstler, der sich zuerst gegen den Klassizismus auflehnte, doch selbst, allerdings mittelbar, unter dem Einfluß des Phil. steht.

Vollends Lukian erkannte er als den erklärten Liebling der Renaissance, „weil er mit einem wahrhaft klassischen Kunstsinn, welcher, allem Mittelmäßigen abhold, nur in den Werken erhabener Größe oder anmutiger Schönheit Befriedigung findet, die Gabe einer äußerst plastischen Darstellung verbindet“. Drei Abhandlungen über „Die Verleumdung des Apelles in der Renaissance“ (1887. 1894) bieten die reichen Ergebnisse seiner Forschungen über die Nachwirkung dieses Lukianeischen Stoffes. „Die Hochzeit des Alexander und der Roxane in der Renaissance“ (1894) zeigt, wie auch diesem Stoff eine Schilderung Lukians zugrunde liegt. Eine Kieler Kaisergeburtstagsrede (1886), die das Fortleben des Syrers in Literatur und Kunst herab bis auf Hans Holbein behandelte, bildet den Auftakt seiner Lukianstudien, sein Buch „Lukian in der Renaissance“ (1907) die Zusammenfassung. — Die Beschäftigung mit der Renaissancekunst führte Foerster zu dem im Stoff von Lukian ausgehenden, ihn zu Eignem gestaltenden Mantegna. „M. und die Bilder im Studierzimmer der Isabella Gonzaga“ (1901) und „Die Meergötter des M.“ (1902) erweisen M. als unter dem Einfluß der Antike stehend. Den Abschluß seiner Philostrat- und Lukianforschungen bildet seine Studie über „Die Wiederherstellung antiker Gemälde durch Künstler der Renaissance“ (1922), die erst nach seinem Tode im Drucke erschien. Des Apulejus Märchen von Amor und Psyche, das er so liebte, hatte Foerster schon vorher zu den frühen Renaissancedarstellungen dieses Stoffs geführt in dem Aufsatz „Amor und Psyche von Raffael“ (1895). Endlich in seinem Aufsatz „Tizians himmlische Liebe und Michelangelos Bogenschützen“ (1915) weist er geistvoll nach, wie beide Werke aus der Antike, Valerius Flaccus und Lukian, zu deuten sind: „Die Antike hat sowohl durch Literatur wie durch bildende Kunst in ungeahnter Weise Einwirkung geübt auf Hauptwerke der Renaissance, welche einer solchen entrückt zu sein scheinen.“

So ward Foerster, von dem jemand gesagt hat, daß er auch eine Professur für Kunstgeschichte voll hätte ausfüllen können, ganz von selbst zur neueren Zeit und ihrer Kunst geführt, der er, getragen von regem Interesse für die Kulturgeschichte seiner weiteren und engeren Heimat, und getreu seinem Grundsatz, jeder Sache auf den Grund zu gehen, mit liebevoller Vertiefung bis ins Einzelne nachging. In dem von den großen Kunstzentren scheinbar entfernten Schleswig-Holstein hat er Schloß für Schloß bereist und Sinn für Kunst geweckt und gefördert. Mit welchem Erfolg, das zeigt seine letzte Kieler Kaisergeburtstagsrede (1890) „Die Kunst in Schleswig-Holstein". Ebenso hat er sich unermüdlich der Lösung all der kunstgeschichtlichen Probleme gewidmet, die Breslau, Schlesien, die Oberlausitz bieten. Sein Lessingfund veranlaßte ihn, den Spuren Lessings in Schlesien nachzugehen. So weist sein Aufsatz „L. und der Zwinger in Breslau" (1894) inbezug auf die 1770 am alten Zwinger, dem Schießhaus der Kaufmannschaft, angebrachte Inschrift: ‚Mercurio telis certanti' nach, daß für Urheberschaft L.s an ihr doch nur eine schwache Möglichkeit besteht. Als „Symbol der Vielfältigkeit der Fäden, durch welche der Name Lessing mit Schlesien verknüpft ist", behandelt er (1909) „Eine Lessingbüste", darstellend einen Neffen Gotthold Ephraims, Karl Friedrich L., Kanzler des Standesherrlichen Gerichts in Polnisch-Wartenberg. Inhaltsreicher sind folgende Studien: „Van Dyck in Schlesien" (1906), Untersuchungen über Gemälde aus Privatbesitz in Militsch und Dittersbach. In „Miniaturen ‚Dürers' in Fürstenstein und das Wappen Luthers" (1902) geht er aus von drei zwar A.D. signierten, aber erst aus dem Anfang des 17. Jahrh.s stammenden Miniaturen der Majoratsbibliothek Fürstenstein; „Dürer in Wittichenau" (1907) berichtet über Untersuchungen an einem fälschlich auf D. zurückgeführten Altarwerk. Brachte sein Aufsatz „Neue Cranachs in Schlesien" (1899) Ergänzungen zu einem Aufsatz P. Knötels in „Schlesiens Vorzeit" 1896, so führt ihn zu diesem Maler zurück die Untersuchung über „Die Bildnisse von Johann Hess und Cranachs ‚Gesetz und Gnade'" (1909), in dem nachgewiesen wird, wie Cranachs Werk in dem Epitaph von Hess in der Breslauer Magdalenenkirche verwertet ist. In diesem Aufsatz liegen zugleich Ergebnisse seiner eingehenden Studien über das Breslau der Reformationszeit, aus denen als letzte Frucht seine Rede zur Einweihung des Hessdenkmals am 21. Oktober 1917 hervorging. Schon früher waren aus dieser Beschäftigung erwachsen die Biographien des

Hessfreundes „Heinrich und (seines Sohnes) Seyfried Ribisch“, (1907), deren Bedeutung für die schlesische Kunst er in einer Weiterführung dieses Aufsatzes im selben Jahre darlegte. Selbst ein scheinbar so wenig fesselnder Gegenstand wie der preußische Adler gab seinem Forschergeiste, der an nichts achtlos vorbeiging, fruchtbaren Stoff. „Der Bronze-Adler der Regierung zu Breslau“ (1919) heißt eine seiner letzten großen Untersuchungen — Ergebnis: „ein Adler in antiker Auffassung durch einen Künstler des frühen Barock“ —, die ihm in der Form seiner letzten Breslauer Kaisergeburtstagsrede (1917): „Der antike und der preußische Adler“ die Anerkennung Kaiser Wilhelms II., ausgesprochen in einem Handschreiben des damaligen Kultusministers von Trott zu Solz, eintrug. Gelegenheit zu zusammenfassender Würdigung schlesischen Kunstlebens boten die 1912 gehaltene „Festrede zum 50jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der bildenden Künste in Breslau“ und sein Aufsatz: „Pflege von Kunst und Wissenschaft seitens der Stadt Breslau unter Georg Bender 1891—1912“, den er dem von ihm hochgeschätzten Oberbürgermeister a. D. in einer Festschrift 1919 darbrachte.

Vollends das Meisterwerk des Barockstils in Schlesien, das Breslauer Universitätsgebäude, hat Foerster unablässig auch literarisch beschäftigt, wie es ihm zu danken war, daß Aula und Musiksaal nach ihrer Restaurierung durch den Maler Josef Langer zum 100jährigen Jubiläum der Universität im alten, vollen Glanz erstrahlen konnten. 1899 fällt der früheste seiner die Universität als Bau- und Kunstwerk betrachtenden Aufsätze: „Die Aula Leopoldina“, seine erste Interpretation der wundervollen Darstellungen der überreich geschmückten Aula, 1900 „Der Bau der Universität Breslau und die Bilder der Aula Leopoldina“, in ihrem ersten Teil eine eingehende, nach Jahren gesonderte Beschreibung des Fortschritts der Bauarbeiten am Universitätsgebäude. Ihnen folgten: „Die Kunst des Barock im Musiksaal der Universität Breslau“ (1909), meisterhaft in der Ausdeutung der Malereien auch dieses Festraumes, „Die Aula Leopoldina und die Universität Breslau“ (1909), „Die Aula Leopoldina“ (1911), „Aula und Musiksaal der Universität Breslau“ (1911, im Jubiläumsjahr!), endlich: „Die Aula Leopoldina der Breslauer Universität“ (1912), wo Foerster an Hand prächtiger Abbildungen auch dem Fernewohnenden zeigt, wie der Aula „Schönheit beruht auf dem wunderbaren Zusammenspiel von Linienschwung und Farbentönen, in dem das Einzelne nur der Gesamtwirkung dient, daher nur als

Teil des Ganzen gewürdigt sein will, weil es zum Ganzen strebt, in dem Architektur, Plastik und Malerei sich die Hand reichen". Das Finderglück war ihm auch auf diesem Arbeitsgebiete hold: im Landesarchiv in Brünn fand er 1910 die Tagebuchblätter des bedeutenden mährischen Meisters, der die Aula gemalt hatte und dessen Urheberschaft an den Malereien des Musiksaales doch bis dahin unbekannt geblieben war, des Johann Christoph Handke. Diese Blätter ließ Foerster als „Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zum 100jährigen Jubiläum der Universität Breslau" 1911 unter dem Titel: „J. Ch. Handkes Selbstbiographie" erscheinen. Ein hoher Lohn war seinen Mühen beschieden: Durch seine Handkeforschungen angeregt, schenkte ein früherer Schüler der Universität Breslau dieser ein künstlerisch sehr wertvolles Altargemälde Handkes, die Vision des Francesco Borgia darstellend. Einem erlesenen Kreise konnte der greise Forscher im Willmannsaale des Schlesischen Museums am 28. Mai 1918 jenes Werk vorstellen und deuten. — Zum letztenmal bearbeitete er die Probleme, die der Universitätsbau aufgibt, in seinem Aufsatz: „Der Urheber des Bauplanes für die Universität Breslau" (1919), wo er in kritischer Stellungnahme zu B. Patzak (Die Jesuitenbauten in Breslau und ihre Architekten, 1918) zu dem Ergebnis kommt: „Der kunstverständige Rektor des Jesuitenkollegs Franz Wentzl war der Erbauer der Universität. Der Name des Urhebers des Planes entzieht sich unserer Kenntnis."

Seiner treuen Anhänglichkeit an die Lausitzer Heimat, die er alljährlich aufsuchte, verdanken wir neben der Würdigung Wigands von Salza zwei Aufsätze über den großen Pädagogen der Lausitz, den Freund von J. Hess und H. Ribisch, Valentin Trotzendorf: „Die Bildnisse Val. Tr.s" (1899) und „Das Tr.-Denkmal in der Stadtkirche zu Goldberg" (1913), beide auf eingehenden Forschungen ruhend. Einen Künstler der Lausitz hat er geradezu aus dem Dunkel der Vergessenheit gerettet und ins helle Licht gestellt, den reichbegabten, leider jung verstorbenen Franz Gareis. Nicht nur in einer Reihe von Aufsätzen und Broschüren: „Franz Gareis" (1913), „Neues von F. G." (1916), „Abermals Neues von F. G." (1921) „F. G., ein oberlausitzer Künstler" (1922), hat er ihn bekannt gemacht. Auch bei ihm veranlaßte er die Anbringung einer Gedenktafel am Haus Nr. 24 in Klosterfreiheit bei Marienthal am 28. Juni 1921, bei deren im Beisein hoher kirchlicher Würdenträger erfolgten Einweihung er die Festrede hielt. Was er an Werken von Gareis'

Hand gesammelt hatte, übergab er nach einem am 31. Mai 1922 in Görlitz gehaltenen Vortrag dem Kaiser-Friedrich-Museum seiner Vaterstadt. Dieser Vortrag erschien unter dem Titel „F. G. und das Kaiser-Friedrich-Museum in Görlitz“ (1922). Und auch die letzte Aufgabe seines rastlosen Forschergeistes beschäftigte sich mit einem Werke heimischer Kunst: das Kreuz vor der Kirche zu Erdmannsdorf trägt auf dem Sockel ein angeblich von Rauch stammendes Relief, an dessen einer Seite Joh. Bagg, „der letzte Zillertaler“ — einst Foersters älterer Mitschüler auf dem Gymnasium, von dem er zum neunzigsten Geburtstag ein Lebensbild zeichnete (Schlesische Zeitung 1921, 9. Dezember) — als Knabe dargestellt ist. Noch seine letzte Ausfahrt galt diesem Denkmal. Was er gefunden, darüber berichtet sein vier Tage vor seinem Tode abgeschlossener Aufsatz in den „Görlitzer Nachrichten“ vom 12. August 1922: der Plan des Werks stammt nicht von Rauch, sondern dürfte auf eigne Anregungen Friedrich Wilhelms IV. zurückgehen. „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du“.

Pietät gegen die Dahingegangenen, doch unter maßvoller Kritik und Anerkennung des Gewollten und Erreichten, war ein edler Zug seines Charakters. Wie er in der Kunstgeschichte Handke, Gareis, Schaubert („Ein schlesischer Architekt im Lande der Hellenen“ [1909]) ehrte, so unter den Philologen neben Reiske vor allem Karl Otfried Müller, den man als sein Ideal bezeichnen darf. Auch ihm erwirkte er die Anbringung einer Gedenktafel an dem Hause am Breslauer Neumarkt, in dem Müllers „Orchomenos“ entstanden war. Vieles, was Foerster in seiner Rektoratsrede über ihn vorträgt, läßt sich von ihm selbst sagen. Er versetzt sich in die Seele des zu Feiernden, und so kommen in ihm selbst verwandte Saiten zum Klingen. Noch lebenswärmer sind die Nekrologe derer, die ihm im Leben bekannt gewesen — Fr. Haase, C. Schönborn, J. Sommerbrodt — oder mit denen er ein Stück Lebenswegs gegangen war: Ed. Lübbert, M. Hertz, Th. Thalheim, Ed. Scheer.

Reichen Samen hat er als Lehrer in mehr als 50jähriger Dozententätigkeit ausgestreut. Was vom akademischen Lehrer zu fordern sei, spricht seine Kieler Rektoratsrede „Die klassische Philologie der Gegenwart“ (1886) aus. *πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει*: Nicht Summation toten Einzelwissens, sondern Einführung des Studenten in den Geist des Altertums ist ihm die Hauptsache. „Immer auf Zusammenfassung des Vereinzelten gerichtet, wußte er,

daß ein einheitliches Bild des antiken Lebens nur zu gewinnen sei, wenn die von dem Boden, den Denkmälern, den Inschriften, der Literatur, der Sprache, dem Versmaß ausgehenden Einzelstrahlen gesammelt würden." Diese dem Gedächtnis K. O. Müllers geltenden Worte lassen Anwendung auf Foerster selbst zu. Dank reicher pädagogischer Gaben konnte er dies Ziel in der Praxis erreichen. Schon die Vorlesungen, für die er seine letzte Kraft einsetzte und die er stets auf der Höhe der jeweiligen Forschung hielt, waren von diesem Streben getragen. Ihr Kreis war anerkannt groß, weil er Philologie und Archäologie neben einander behandelte. In den letzten Jahrzehnten der Breslauer Wirksamkeit kehrten in regelmäßigem Turnus wieder die Kollegs über die griechische Literaturgeschichte, die sich über zwei, und griechische Kunstgeschichte, die sich über drei Semester erstreckten, ferner: attisches Staats- und Gerichtswesen, griechische Staatsverfassungen, Pindar, Religion der Griechen und Römer, Catull, Apulejus' Amor und Psyche, Geschichte, Topographie und Denkmälerkunde von Athen, von Rom, endlich Archäologie, letzteres Kolleg eine ausgezeichnete Periegese der klassischen Länder und ihrer Sammlungen und der Nachbarländer, soweit in ihnen die antike Kultur Boden gewonnen hatte. Seltener las er über Enzyklopädie und Methodologie der klassischen Altertumswissenschaft, griechische und römische Kultur in vergleichender Darstellung sowie über Ikonographie. Nach den Tagen seiner schwersten Erkrankung konnte ihn nur striktes ärztliches Verbot an vorzeitiger Aufnahme der Kollegs hindern. Selbst ein trefflicher Methodiker, weckte er in den Seminarübungen den Blick für zielbewußte, sichere Arbeit an Schriftstellern und Kunstwerken, Würdigung des historischen Zusammenhangs, gesunde Kritik an denen, die früher das Problem behandelt hatten. Er verstand, alle Kräfte nutzbar zu machen, Zagende zu stählen, Fleißige zu lohnen und anzuspornen. Wie er an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, verlangte er viel auch von anderen. Mit seinem Rat stand er den selbst fleißig und gewissenhaft Forschenden gern zur Seite. Seine enorme Vielseitigkeit befähigte ihn, jedem ein Plätzlein im Reich der Altertumswissenschaft zu weisen, wo er mit Erfolg arbeiten könne. Seine Themen waren eher zu umfassend als unergiebig. So ist im Lauf der Jahrzehnte eine lange Reihe von Dissertationen erschienen, die von ihm angeregt, mindestens gefördert sind. Trotz aller anderen Arbeiten ließ er es sich nicht nehmen, die Korrekturbogen der Dissertationen mit zu lesen, und seine Gewissenhaftigkeit fand in dem Streben

nach möglichster Genauigkeit in Behandlung der gestellten Themata auch dann noch mancherlei zu bessern nötig. Geeigneten Arbeiten gewährte er Aufnahme in die „Breslauer philologischen Abhandlungen", deren Redaktion er nach 1890 übernommen hatte. Als Examinator war er streng, doch gerecht. Als Prüfender wie als stellvertretender Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungskommission für Schlesien und Posen hat er, unterstützt von einem ausgezeichneten Personengedächtnis, maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung des höheren Schulwesens Schlesiens ausgeübt. Wie sehr seine Studenten ihn schätzten, bezeugen Festlieder namentlich aus der Rostocker und Kieler Zeit. Gar viele ehemalige Schüler haben ihm als Männer Treue gewahrt und die Verbindung mit ihm nie unterbrochen. Zu seinen Jubiläen strömten ihm ihre Glückwünsche zu von fern und nah, Zeugen der Dankbarkeit dafür, daß er in ihren Herzen die Sehnsucht nach der Erkenntnis des Wahren und Schönen zu pflegen wisse, wie Mikolajczak es 1913 auf dem ihm zu Ehren veranstalteten Festkommers so treffend aussprach.

Gelegenheit zum Wirken auf einen weiteren Kreis gaben ihm seine Reden. Seine reiche rednerische Begabung war an den Alten geschult. So konnte Foerster die Professur der Eloquenz in Kiel und Breslau durch fast vier Dezennien bekleiden, und wer die lange Reihe seiner Festreden mustert, muß in erster Linie deren Vielseitigkeit bewundern. Gingen sie auch zumeist von der Fachwissenschaft und seinen jeweiligen Forschungen aus, so wußte er sie doch in einer mit den Jahren noch steigenden Geschicklichkeit so zu fassen, daß sie auch den Nichtfachmann fesselten. Nur einige Beispiele: „Das Porträt in der griechischen Plastik" (1882), „Die Physiognomik der Griechen" (1884), „Die Kunst in Schleswig-Holstein" (1890), „Eros" (1893), „Iphigenie" (1895), „Das preußische Königtum und die klassische Kunst" (1901), „Psyche" (1905), „Das Jahr 1807 und die Universität Breslau" (1907), „Die Universität Breslau und die Erhebung von 1813" (1913), „Himmlische Liebe" (1915), „Antiker und preußischer Adler" (1917). Sein Kieler Rektorat leitete er mit einer Betrachtung über „Die klassische Philologie der Gegenwart" ein, sein Breslauer mit einer Würdigung K. O. Müllers. Die akademische Gedächtnisrede zum Tode Kaiser Wilhelms I. zu halten, war gleichfalls seine Aufgabe. Seine Büchlein: „Das Erbe der Antike" (1911) und „Die Universität Breslau einst und jetzt" (1919), Proben seiner Reden, tun auch außerhalb der Festräume ihre Wirkung und zeigen

aufs beste die reiche schöpferische Kraft und das hohe Gestaltungsvermögen ihres Verfassers.

Ein weiterer Kreis von Reden hängt mit seiner Tätigkeit in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zusammen. Hier behandelte Foerster nicht nur in den Sitzungen der philologisch-archäologischen Sektion fast alljährlich eins der Probleme, die ihn gerade beschäftigten, sondern vor allem in den großen Festversammlungen war sein das Amt des Redners. Gleiches gilt für sein Wirken im Verein für Geschichte der bildenden Künste: in den von beiden Gesellschaften vereint begangenen jährlichen Winckelmannsfeiern hat wohl fast stets er die Festrede gehalten. So würdigte er 1873 Winckelmanns Wirken, behandelte 1874 „Die bildende Kunst zur Zeit Hadrians", 1917 „Die neue Göttin des Berliner Museums", 1919 „Die Friedensgöttin in der Kunst". Auch andere Vereinigungen, z. B. der Verein für Geschichte Schlesiens, der Wissenschaftliche Verein in Breslau und besonders die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz, deren Ehrenmitglied er seit 1904 war, durften ihn oft als Vortragenden hören. Und als man sich zur Einweihung des Eichendorffdenkmals, zur Hessfeier, zur Einweihung der Gedenktafeln für K. O. Müller, Reiske, Gareis anschickte, immer stellte der Unermüdliche seine Kraft gern in den Dienst der Allgemeinheit.

Der Wert seiner stets frei gehaltenen Reden liegt in Reichtum und Tiefe der Gedanken, die in fein abgetönter Sprache stimmungsvoll zum Ausdruck gebracht sind. Foerster war Meister des Vortrags: „er sprach schlicht, bescheiden, überzeugend und legte in seine Worte seine ganze Seele" (Jecht). Wer mit angesehen hat, wie eine solche Rede erwuchs, welche Fülle von bis ins Einzelne gehenden Untersuchungen sie erforderte, welche Menge von Literatur er für sie durchzuarbeiten pflegte, nur der weiß sie als opus doctissimum zu würdigen. Volkstümlich im engen Sinn des Wortes sind seine Reden nicht — wie Foerster überhaupt eine Abneigung gegen popularisierende Bestrebungen innerhalb der Altertumswissenschaft hatte —; nur auf ein feingebildetes Publikum sind sie eingestellt.

Neben den mannigfachen Verpflichtungen, die ihm sein Lehramt auferlegte, hatte sich, namentlich nach seiner Rückkehr in die schlesische Heimat, eine Fülle von Aufgaben zusammengefunden, deren jede einzelne schier eine volle Kraft erforderte. Noch 1890 hatte er die archäologische Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu neuem Leben erweckt

und zur archäologisch-philologischen umgestaltet. Er pflegte sie seine Sektion zu nennen, ein Zeichen, wie sehr sie ihm ans Herz gewachsen war. Bald war er der führende Geist des Ganzen. Darum wurde er 1900 als Nachfolger von Heidenhain nach der kurzen Präsidentschaft von Flügge und v. Mikulicz einstimmig zum Präses dieser Gesellschaft gewählt und hat sie 22 Jahre lang in einer für die Sozietät selbst, Stadt, Universität und Schlesien segensvollen Weise geleitet. Seine erste Aufgabe war, ihr, die bisher in Räumen der Alten Börse am Blücherplatz eine Unterkunft hatte, ein würdiges Heim zu schaffen. Drei Jahre, nachdem er (1904) die Hundertjahrfeier des Bestehens der Gesellschaft hatte leiten dürfen, hatte er die Freude, das seinen emsigen Bemühungen zu dankende Gesellschaftshaus auf der Matthiaskunst einzuweihen. Mit einem vornehmen, geschlossenen Stil paßt es sich harmonisch in das Stadtbild ein, und in der Bezeichnung, die der Volksmund dem im Grünen liegenden Gebäude gegeben hat, hat auch er die Erinnerung an seinen Erbauer gewahrt. In der Bildung immer neuer Sektionen und der regen Tätigkeit innerhalb derselben erkannte Foerster die Lebenskräftigkeit der für die Kultur Ostdeutschlands so wichtigen Gesellschaft. Als langjähriger Vorsitzender im Verein für Geschichte der bildenden Künste, Vorsitzender des Kuratoriums des Schlesischen Museums der bildenden Künste, Vertreter der Regierung in der Verwaltungsdeputation des Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, Mitglied des Kuratoriums der Stadtbibliothek hatte er engste Fühlung mit dem modernen geistigen und Kunstleben Schlesiens. Auch im kirchlichen Leben Breslaus, der Magdalenen-, später der Johanneskirchengemeinde, nahm er Führerstelle ein; er war ferner Mitglied der Kreissynode Breslau-Stadt, des Parochialverbandes der evangelischen Kirchengemeinden zu Breslau. Seine glänzenden Verdienste um das kulturelle Leben Schlesiens erkannten auch die an, die ihm nicht immer freundlich gegenüberstanden. Seine wissenschaftliche Tätigkeit fand, abgesehen von der Verleihung einer Reihe von Orden, auch dadurch Anerkennung, daß er ernannt wurde zum Ordentlichen Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts, zum Wirklichen Mitglied der Archäologischen Gesellschaft in Odessa, zum Ehrenmitglied der Gesellschaf für Anthropologie und Urgeschichte in der Oberlausitz, zum Ehrenmitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Indes, nach äußerer Anerkennung strebte er nicht; er sagte mit Recht: „Den Wert eines Menschen bestimmt allein sein Inneres,

alles übrige ist eitel". Ermöglicht wurde ihm seine vielseitige Tätigkeit, mit der noch eine weitreichende Korrespondenz verbunden war, die er pünktlich und gewissenhaft zu erledigen pflegte, durch ausgezeichnete Menschenkenntnis, mehr noch durch nie nachlassende Arbeitskraft — laboremus! pflegte er mit Septimius Severus zu sagen —, Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, mit der er alle übernommenen Aufgaben durchführte. Nicht nur feste Gesundheit und eiserne Nerven waren da nötig, auch peinlichste Ausnützung und Einteilung der Zeit. Vom frühen Morgen an rastlos tätig — bis in sein hohes Alter hinein arbeitete er nur stehend —, hastete er doch nie. Für Ratsuchende hatte er stets Zeit; in seinem Studierzimmer konnte man ein Gefühl des Zeitlosen empfinden. Etwas Ruhewirkendes ging von ihm aus. Fest auf dem Boden des Christentums stehend, war er gewohnt, alles sub specie aeternitatis zu betrachten. Von dieser höheren Warte aus ward ihm, der des Deutschen Kaiserreiches Werden, Blühen und Vergehen mit erlebt hatte, leicht, in hoffnungsvollem Gottvertrauen auch das für Deutschland so bitter schwere letzte Jahrzehnt zu ertragen: „In silentio et spe erit fortitudo vestra" (Jes. 30) war sein Wahlspruch. Allmutter Natur, die er von Jugend auf geliebt hatte, gab auch dem Greise immer neue Kraft. Noch in den letzten Jahren unterließ er selten den täglichen Spaziergang ins Freie. Mit allen Fasern seines Herzens hing er an seiner Lausitz, die er jährlich, wenn möglich, zweimal, aufsuchte, und an der schlesischen Bergwelt, an deren schönsten Punkten er seine Sommerferien zu verbringen pflegte, Landeck, Krummhübel, Flinsberg. Sein warmes Herz und reiches Gemüt und seinen feinen Humor offenbarte er naturgemäß am meisten im Kreise der Seinen, und innig herzerfreuend war es, ihn umgeben von seinen Enkelkindern zu sehen, mit denen jung zu sein er nicht für unter seiner Würde hielt: „Dulce est desipere in loco", sagte er einmal dabei. Gesellig und lebhaft, besaß er aber auch die Gabe, zuhören zu können; leutselig und lauter, heiter und abgeklärt zeigt ihn, einen rechten Lebenskünstler, das von Professor Kämpfer gemalte Bildnis. „Sein einnehmendes, entgegenkommendes Wesen, seine gleichmäßige Liebenswürdigkeit, der aber auch ein sicheres, festes Auftreten gepaart war" (Jecht), öffnete ihm alle Tore und verhalf ihm zu Erfolgen, die ein anderer an seiner Stelle nicht erreicht hätte.

In seltener Gesundheit und jugendlicher Frische des Geistes konnte er sein 50jähriges Doktorjubiläum 1916 und das Fest der goldenen Hochzeit feiern, hochverehrt von seinen Kollegen, Freunden

und Schülern. Doch dann mußte er sehen, wie einer nach dem andern seiner Freunde abgerufen wurde: nach Scheers Tode Leonhard, Thalheim, Mayhoff, Blümner, Robert, Diels, Gercke. Nach der glücklich überstandenen Operation war seine volle Frische nicht mehr ganz wiedergekehrt; doch arbeitete er weiter, mit Willensstärke die nachlassenden Kräfte zusammenhaltend. So hielt er am Vorabend seines letzten Geburtstages, während eine schwere Grippe im Ausbruch war, trotzdem den angekündigten Vortrag, der sein letzter sein sollte, in „seiner" Sektion. Noch acht Tage vor seinem Tode bestellte der Nimmermüde einen Moskauer Libanioskodex zur Kollation, und vier Tage vorher schloß er seine Studien über das Erdmannsdorfer Kreuz ab. Nach kurzer Krankheit ist er in der Frühe des 7. August 1922 sanft aus seinem selten reichen Leben geschieden und am Mittag des 14. auf dem Friedhof der Johannesgemeinde in Breslau beigesetzt worden, ein Großer unter seinen Zeitgenossen, an dem das Wort sich erfüllt hat: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein."